

Karl W. ter Horst

Entwicklung im Konflikt

Überarbeitete Fassung von: Karl W. ter Horst *Die Evolution des Bewusstseins* in: Babara Schenkbier und Karl W. ter Horst *Heilung und Neugeburt. Aufbruch in eine neue Dimension des Lebens.* Petersberg, 2004 (ViaNova). Emden, 2025

Inhalt

Evolution des Bewusstseins

Die Geburt der Seele

Die Stufen des Lebens in ihrer Polarität

1. Nähe und Distanz
2. Mitgefühl und Kälte
3. Kooperation und Selbstsucht
4. Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit
5. Liebe und Gleichgültigkeit
6. Liebeserkenntnis und Kainsmoral
7. Friedfertigkeit und Feindseligkeit
8. Universalität und Dominanz
9. Transzendenz und Tyrannie

Leben im Widerstreit – Desorientierung

Spirituelle Psychosomatik

Evolution des Bewusstseins

Die Geburt der Seele

Leben ist beseelte Materie, geisterfüllter Stoff. Am Anfang, lange Zeit vor allem Leben, war die Erde „wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe“, so heißt es zu Beginn der alten hebräischen Bibel. „Doch“, so fährt der Text fort, „der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.“¹ Das hebräische Wort für „Geist“ heißt „ruach“. Spricht man das Wort aus, so hört man am Ende den Kehlaut. Vielleicht hatte man einst mit dem Klang des Wortes den Atem Gottes verbunden, der wie ein Windhauch über die Urmere schwebte. Dieses Bild schwingt mit in der bis heute gültigen Redewendung, jemand „hauche“ sein Leben aus. Das Wort „spiritus“, von dem sich „spirituell“ und „Spiritualität“ ableiten, ist die lateinische Übersetzung von „ruach“ (göttlicher Geist).

Am Anfang musste das Leben den nicht lebenden Urstoffen erst einmal eingehaucht werden. Wie dies geschah, bleibt ein Geheimnis, ein Wunder, das sich mit der Entstehung jedes einzelnen Lebens alle Augenblicke vollzieht. Dem Geheimnis selbst werden wir uns nur spirituell nähern können. Mit wissenschaftlichen Methoden können wir es nicht lüften; aber ihnen sind keine

Grenzen gesetzt, das Leben und seine Evolution zu beschreiben und zu ergründen. Je genauer wir das tun, je detailreicher wir das Leben und seine Form erfassen, umso mehr entsteht jene Verwunderung und Verzückung, die zu Ehrfurcht und Dank gegenüber der Schöpferkraft veranlassen.

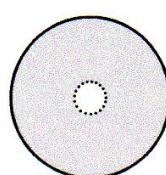
Der Geist Gottes schwebt über dem Wasser, die Urstoffe kommen mit ihm in Berührung und nehmen ihn in sich auf: Es entsteht Leben. Die Materie ist verzaubert, „begeistert“ vom Geiste Gottes. Alles Leben ist von da an spirituelles, d. h. geistliches, geistbegabtes Leben. Leben ist Geist! Von den Ursprüngen des Lebens bis hinein in die feinsten zellulären Verästelungen ist dieser Geist wirksam. An den erkennenden Fähigkeiten aller Lebewesen wird dies anschaulich. Ein winziger Einzeller ist in einem riesigen Ozean in der Lage, die Teilchen und Stoffe seiner Umgebung zu *beschreiben*, deren er zu seiner eigenen Erhaltung und Entwicklung bedarf. Er ist außerdem in der Lage, das, was ihm gut tut, von all dem zu unterscheiden, was dem eigenen Leben abträglich ist oder ihm gefährlich werden kann. Unter allen anderen Lebewesen lernt er, Freund und Feind zu unterscheiden. Diese Fähigkeit einer differenzierten Umweltbeschreibung macht den Einzeller zu einem erkennenden, *kognitiven* Lebewesen: Es beschreibt, also erkennt es! Der Sinn dieses kognitiven Geschehens liegt nicht allein in der Erhaltung des Lebens begründet. Vielmehr zielt er auf eine Erweiterung der Handlungsspielräume

und die Entfaltung der biologischen Vielfalt. Das kognitive Leben ist kreativ.

Selbsterhalt und Kreativität haben die chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela² in dem Begriff „Autopoiesis“ zusammengefasst. Der Begriff enthält die griechischen Worte *autos* und *poiesis*. *Autos* heißt „selbst“ und *poiesis* hat die Bedeutung von „Schaffen“ und „schöpferischer Kraft“. *Autopoiesis* ist die Eigenschaft eines lebenden Organismus, das eigene Leben in der ständigen Erneuerung seiner biologischen Voraussetzungen zu erhalten. Um die inneren Kreisläufe des Organismus zu bewahren, muss ein Lebewesen in Kontakt kommen mit Anteilen seiner äußeren Umwelt. Es wird sie beschreiben und so in das eigene Leben einbeziehen, dass ein äußerer Stoffwechselprozess zu Stande kommt.

Autopoiesis

Aus dem Griechischen:
autos = selbst;
poiesis = Schöpfung.



Alle Lebewesen sind autopoietisch, d.h. in der Lage, das eigene Leben wiederherzustellen und zu entfalten. Die Autopoiesis ist Kerngestalt der Seele oder Elementarfunktion des Psychischen.

Um zu überleben, muss sich der Organismus nach außen hin öffnen. Gleichzeitig erfordert der Selbsterhalt eine klare Abgrenzung nach außen. Leben ist Abgrenzung und Einbeziehung. Die

äußere Hülle oder Membran eines Einzellers macht dies deutlich: Sie umgibt den Organismus, schützt ihn und grenzt ihn eindeutig

von der Außenwelt ab. Dabei hat diese Hülle immer auch eine gewisse Durchlässigkeit, um den äußeren Stoffwechselprozess zu ermöglichen. Die pulsierende Bewegung dieser Kleinstorganismen zeigt diesen Rhythmus an. Dabei sind innen und außen, Grenzziehung und Öffnung, nicht einerlei. Der „Sinn“ autopoietischen Lebens ist der Selbstbezug.

Selbstbezug bedeutet, dass trotz der Massenhaftigkeit ihres Auftretens jeder Organismus einmalig ist und seine Besonderheit auch erlebt. Gewöhnlich werden mit Selbstbezug und Einmaligkeit Funktionen seelischen Erlebens beschrieben, und nichts spräche dagegen, diese Erkenntnis auf alle Organismen anzuwenden, seien sie noch so einfach beschaffen. Da alles Leben autopoietisch ist und ihm damit elementare seelische Funktionen zugewiesen sind, liegt der Gedanke nahe, dass jedes Lebewesen eine Seele hat und die Geburt der Seele (Psyche) mit der Entstehung des Lebens zusammenfällt. In diesem Buch werden die Begriffe „Seele“ und „Psyche“ bedeutungsidentisch gebraucht (das-selbe gilt für die Adjektive „seelisch“ und „psychisch“). Das entspricht auch der Bedeutung des Wortes „Seele“ in seiner sprachlichen Tradition; denn mit „Seele“ wird der aus dem Griechischen stammende Begriff „Psyche“ übersetzt. Auch im ursprünglich in griechischer Sprache geschriebenen Neuen Testament der Bibel tritt „Psyche“ im Sinne unserer Definition 103 Mal auf. Wir halten an der begrifflichen Übereinstimmung von „Seele“ und „Psyche“ fest, auch wenn in der Literatur gelegentlich Un-

terscheidungen gemacht werden, die leider auch im Alltagsdeutsch anzutreffen sind.

In der Seele eines jeden Lebewesens nimmt Gottes Geist Gestalt an; er „individualisiert“ sich in jedem Einzelnen von ihnen. Man könnte auch sagen, dass die Autopoiesis eine Kraft des Geistes ist, der in jedem Einzelleben zu sich selber kommen will. Die Seele ist kein Organ, sie hat keinen bestimmbaren Ort im Körper. Sie gestaltet sich mit seiner Entstehung und im Verlaufe des gesamten Lebens eines Menschen. In ihr entstehen vor und während der Geburt sowie in den Stunden, Tagen und Monaten danach die Grundlagen menschlicher Identität. Die Seele ist Quelle und Gefäß der werdenden Persönlichkeit.

Die Seele ist das Selbst der Organismen, sie gehört zu jedem Organismus wie das Leben. Und sie ist prozesshaft wie das Leben selbst. Die Seele ist lernfähig und lässt sich ein auf das Abenteuer der Evolution, auf Versuch und Irrtum, auf die Erfahrung von Miteinander und Konflikt. Dabei entdeckt sie die Verbundenheit mit anderen Seelen, die Potenzierung ihrer Kraft im Geben und im Nehmen innerhalb der psychischen Gemeinschaft. Der Zoologe Volker Schurig³ hat deshalb von der Entstehung des Psychiatrischen als von einem vielseitigen evolutionären Lernvorgang gesprochen.

Ein Quantensprung der Evolution war die Erfindung der Nervenzelle. Sie ermöglichte den Organismen eine völlig veränderte Weltsicht. Dies liegt an der autopoietischen Gestalt der Nervenzelle. Obwohl sie wie andere Zellen vom Stoffwechselprozess des Gesamtorganismus abhängig ist, existiert sie so, als wäre sie eine selbstständige aktive Einheit. Insbesondere wird dies an ihren Schnittstellen deutlich. Sie sind nämlich mit einem hauchdünnen (synaptischen) Spalt versehen, so dass keine Nervenzelle eine andere unmittelbar berühren oder sich mit ihr verschmelzen muss. Elektrische Nervenimpulse geraten für einen Augenblick ins Stocken und können sich erst nach einem chemischen Prozess, der die Schnittstelle leitfähig macht, zu den Nachbarzellen hin fortsetzen. Dadurch führt jede Nervenzelle ein gewisses Eigenleben. Zugleich ist sie in der Lage, sich so mit anderen zu verknüpfen, dass veränderliche Netzwerke entstehen, die unvorstellbare Ausmaße annehmen können. Im menschlichen Gehirn würde die Länge aller Verbindungen die doppelte Strecke bis zum Mond ausmachen. Gigantische Vernetzungen bilden ihrerseits viele kommunikative Ebenen untereinander aus.

Die Lebenswelt kann jetzt auf eine ganz neue Weise „abgebildet“ – konstruiert – werden. Es entstehen Bilder und Gedächtnisse, fantastische Vorstellungen, Fantasien und Illusionen, die Vergleiche gestatten mit den Realerfahrungen. Neues kann von Altem unterschieden werden, Voraussichten werden möglich in eine Zeit, die es noch gar nicht gibt.

Das Nervensystem schafft keine Kognition, es erweitert den kognitiven Bereich, ebenso wie es die seelischen Funktionen um eine neue Dimension bereichert. Organismen mit Nervenzellen werden zu Beobachtern und über die verschiedenen Ebenen der nervlichen Verknüpfungen zu Selbstbeobachtern. Die Prozesse sind ohne Ende: Indem der Beobachter erkennt, dass er beobachtet, wird er zu einem Beobachter seiner eigenen Beobachtung. Es scheint, als träfen die Schwingungen des göttlichen Geistes hier auf einen irdischen Resonanzboden.

Nach diesen Ausführungen ist die Frage, ob ein menschliches Embryo bereits eine Seele besitzt, mit einem klaren Ja zu beantworten. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob die Seele genetischen Ursprungs ist. Gegen die These einer genetischen Verankerung sprechen die Erkenntnisse der Entwicklung des embryonalen Nervensystems. Es ist nämlich keinesfalls so, dass die Entwicklung des kindlichen Gehirns einem genetischen Bauplan folgt. Schon in einem sehr frühen Stadium, in dem sich die Gehirnzellen massenhaft ausbilden und erste variable Verbindungen miteinander eingehen, überschlagen sich die Ereignisse auf eine Weise, dass Geschwindigkeit und Zwischenergebnisse der Entwicklung wissenschaftlich nicht mehr messbar sind. Waddington⁴ hat deshalb den Begriff „Entwicklungsrauschen“ vorgeschlagen. Im Ergebnis des Entwicklungsrauschens entste-

hen selbst bei identischen Genomen, wie es bei eineiigen Zwillingen der Fall ist, unterschiedliche Gehirne.

Es gibt einen noch tragfähigeren Einwand gegen eine genetische Vorherbestimmung der Seele. Jedes Lebewesen, mag es genetisch gesehen einem anderen noch so ähneln, hat einen Selbstbezug, der unvergleichbar ist. Jeder Zwilling des eineiigen Paares bildet seine eigenen psychischen Wesenskräfte aus und wird sich mit ihnen identifizieren. Er hat später immer eine individuelle Persönlichkeit und wird in und mit ihr leben. Nichts kann ihm dieses nehmen und niemand kann es ihm gleich tun.

Wenn alles Leben, auch in Fällen eines gleichartigen genetischen Hintergrundes, seine eigene, unverwechselbare Seele ausbildet, dann ist sie materiell nicht zu fassen. Das leuchtet auch jedem ein, der ihre spirituelle Herkunft nicht verleugnet. So schreibt der Naturwissenschaftler John C. Eccles in einem Aufsatz über das Selbst und die Seele: „Diese Schlussfolgerung ist von unschätzbarer theologischer Bedeutung. Sie bestärkt uns nachdrücklich in unserem Glauben an die menschliche Seele und an ihren wunderbaren Ursprung in einer göttlichen Schöpfung. Damit wird nicht nur der transzendenten Gott anerkannt, der Schöpfer des Kosmos, der Gott, an den Einstein glaubte, sondern auch der liebende Gott, dem wir unser Dasein verdanken.“⁵

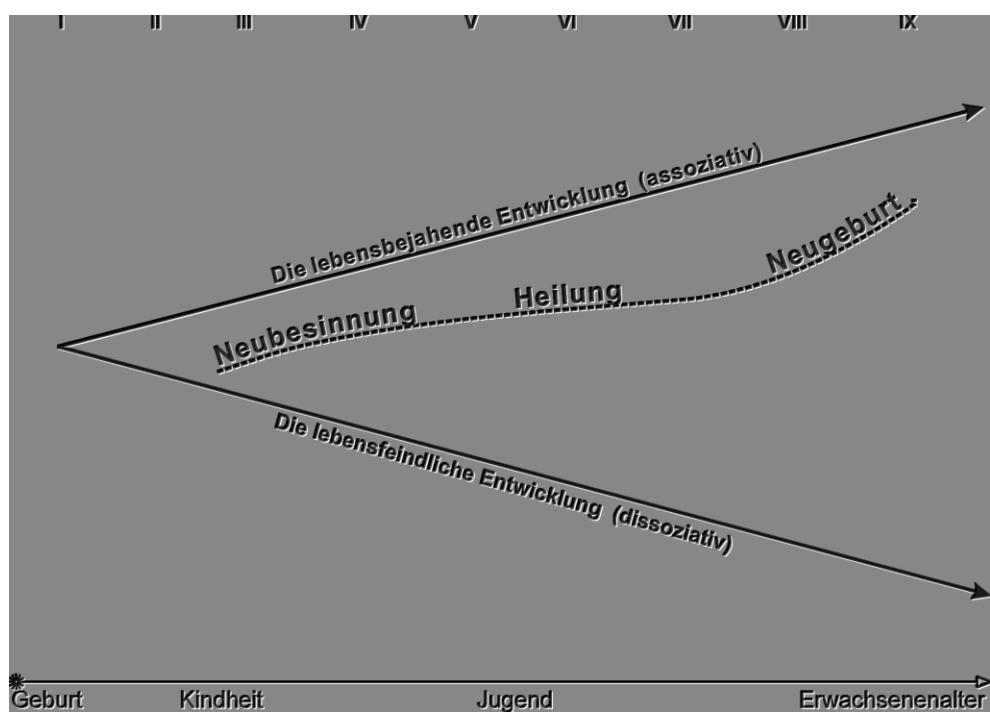
Im Lauf des Lebens will das Selbst eines jeden Menschen zu sich selber kommen. Es ist die Selbstfindung der Seele. Das menschliche Nervensystem mit seinen Fähigkeiten zur Beobachtung und Selbstbeobachtung eignet sich als hervorragendes Instrumentarium auf diesem Weg. Vielleicht wäre der Mensch gerade deshalb so etwas wie die Krone der Schöpfung und anderen Lebewesen überlegen, wenn er sich nicht selbst im Wege stünde. Der Mensch ist aber das einzige Lebewesen auf dieser Welt, das die eigene Gattung bedroht, große Anteile von ihr unterdrückt, niederrwirft, in Elend und Armut treibt und durch Krieg und Seuchen ausrottet. Die Seele des Menschen hat keine Ruhe, zu sich selbst zu finden, und jedes neugeborene Kind ist den Gegensätzen dieser Welt in einer Weise ausgeliefert, dass sein Innerstes verletzt wird und droht, in Stücke gerissen zu werden. Die Wunden schreien nach Heilung. Unser Buch soll Wege von Heilung und Neugeburt aufzeigen. Sie sind keine Medizin, nichts, was von außen den Menschen zugeführt werden soll, die heilsamen Wege beginnen im Inneren eines jeden, und ihr Verlauf ist in den guten Kräften der Seele bereits angelegt. Diese Kräfte bilden ein göttliches Feld im Menschen, von dem auch gesagt ist, er entspräche dem Ebenbild Gottes.



„... und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.“

Die Stufen des Lebens in ihrer Polarität

In einer Welt voller Gegensätze ist jeder Mensch angewiesen auf Heilung. Mag die kindliche Seele noch jenseits von Gut und Böse sein, so wird sie im Laufe ihrer Entwicklung durch die positiven und negativen Einflüsse der Welt aufgerissen und gespalten. Diese Spaltung birgt zwei zueinander in krassem Gegensatz stehende Entwicklungstendenzen in sich. Die eine führt zu einer lebensbejahenden, mitmenschlichen, die andere zu einer lebens- und menschenfeindlichen Entwicklung.



Beide Tendenzen gelangen zur Entfaltung in neun Etappen oder Stufen des menschlichen Lebens. Diese Einteilung folgt wissenschaftlichen Forschungsergebnissen der Entwicklungspsychologie. Neu ist die Erkenntnis, dass sich die Polarität des menschlichen Seelenlebens auf jeder Stufe ihren ganz besonderen Ausdruck verschafft. Jede Stufe erzeugt eigene Muster, Farben und Qualitäten des Lebens, die in verdichteter Form zum Anteil des Seeleninneren werden. Da die Entwicklung nicht geradlinig und in sauberen Konturen verläuft, neigen die Menschen in der Regel dazu, sie im Nachhinein zu glätten. Die als schmerzlich erfahrenen Widersprüche und Konflikte des Lebens werden verdrängt und geraten in Vergessenheit. Aber damit begibt sich jeder Mensch in die Gefahr, dass ihm auch die heilsamen Anteile der jeweiligen Entwicklungsstufen abhanden kommen. Wer geheilt werden will, kommt um die Suche nach den verlorenen Gütern seiner persönlichen Geschichte nicht herum. Die Entdeckungsreise in die Tiefen der individuellen Vergangenheit hält ungeahnte Überraschungen parat. Die Stufen der Entwicklung leben in jedem einzelnen Menschen fort, und sie sind vergleichbar mit einer in sich zusammengeschobenen Treppe, die die gesamte Persönlichkeit ausmacht. Die Aufarbeitung der Vergangenheit ist nicht frei von ihren Widersprüchen. Deshalb ist die Fokussierung - die Ausrichtung des Augenmerks auf die guten, lebensbejahenden Eigenschaften - von entscheidender Bedeutung. In jedem Leben gibt es wirkungsvolle Anteile des Mitmenschlichen. Sie leben auf

in der Erinnerung an die Erlebnisse und Begegnungen, die das Leben irgendwann in einem humanen und göttlichen Sinn angereichert haben. Oft genügt ein kleiner Zipfel, mit dessen Erfassen ganze Felder des assoziativen Erlebens freigelegt werden können. Wichtig ist bei all diesen Bemühungen, dass die mitmenschliche und göttliche Tendenz zu einer lebensführenden Kraft wird, die aus sich selbst Heilung generieren kann und den Menschen eine Orientierung gibt für Umkehr und Neugeburt.

Nähe und Distanz – *Stufe I*

Der heranwachsende Fötus hat sich im Laufe der Monate in der Fruchtblase eingerichtet. Wasser und Dunkelheit gehören zu seiner Welt. Er bewegt sich darin wie andere Lebewesen in den ihnen vertrauten Revieren. Aber es gibt ein Geheimnis, etwas, das jenseits seines Erfahrungsraums existiert. Gelegentlich spürt er dumpfe Laute, Erschütterungen und eine Kraft, die ihn trägt, die mehr sein muss als das Fruchtwasser. Seine Seele ist erfasst von guten Eindrücken, dem Gefühl der Geborgenheit, vom Glück, sich bewegen zu können, zu leben und zu gedeihen. Aber es gibt auch die Erfahrung der Angst, wenn sich der kleine Organismus bedroht fühlt von unerwarteten, unbekannten Eindrücken aus der Außenwelt, die plötzlich in sein Leben treten, und langsam auch vom unmittelbaren Erfahrungsraum, der immer enger zu werden droht.

Um die seelische Befindlichkeit des Fötus besser zu begreifen, wollen wir uns ein Zwillingspaar in einer Fruchtblase vorstellen. Im Laufe der Monate wurden die Zwillinge einander vertraut. Da sie beide über ein ausgezeichnetes Nervensystem verfügen, können sie auf komplexe Weise über ihre verschiedenen Sensoren miteinander kommunizieren. Gewiss nicht über eine Sprache,

wie sie in der menschlichen Außenwelt üblich ist. Aber ließen sich die Botschaften ihrer ausgetauschten Signale in unsere Sprachen übersetzen, so wäre u. a. der folgende Dialog denkbar:

„Der Raum wird eng. Fühlst du das auch?“ - „Ja, schon eine ganze Weile. Anfänglich dachte ich, es wäre nur ein vorübergehender Zustand. Aber jetzt, jetzt bin ich voller Sorge.“ Der eine der beiden Zwillinge, der sich in gehockter Stellung unter dem anderen befand, schien voller Angst zu sein: „Was ist, wenn wir noch größer werden und uns das Wasser ausgeht?“ - „Denken wir einfach an die schöne Zeit“, erwiderte der, der oben lag. „Denken wir an unsere Kindheit, wie wir durch den Raum schwebten, Welch wunderbare Gefühle es waren, seine Weiten zu erobern. Am Anfang dachte ich, ich wäre ganz allein. Dann aber entdeckte ich dich. Wir haben zusammen das Wasser analysiert, schwammen um die Wette, wir haben zusammen hingehorcht, wenn wir Unheimliches von draußen hörten. Wir haben uns berührt und auf das Schlagen unserer Herzen gehört.“

„Und auf das Schlagen des Herzens des Urlebens“, ergänzte der von unten und fuhr enttäuscht fort: „Aber das Urleben, das uns immer so getragen und manchmal zum Hüpfen gebracht hat, dessen Lachen wir früher so oft hörten, scheint selbst matt und alt geworden zu sein. Vielleicht wird auch ihm der Raum zu eng und dann, dann ist es sowieso aus.“

„Das Urleben bleibt und wird uns beschützen, du wirst sehen!“, munterte der von oben auf. „Woher weißt du das?“ - „Ich weiß es nicht, ich habe Vertrauen. Manchmal, wenn ich schlafe, spüre ich eine Ahnung, dass das Urleben ganz anders ist als wir.“ - „Wieso sollte es anders sein? Es ist so wie wir, nur größer und lebt auch in einem Raum voller Wasser. Und da wir immer weniger von ihm bemerken, es immer schlapper zu werden scheint, wird ihm wohl auch das Wasser ausgehen wie uns.“ - „Meine Träume sagen aber etwas anderes. Man soll dort nicht im Wasser leben und man soll mit dem, was wir über den Nasen tragen, sehen können.“ - „In einer solchen Welt müsste man verdorren oder verbrennen. Wir jedenfalls können dort nicht leben! Und ich weiß auch nicht, ob ich das möchte, viel lieber würde ich im Wasser schweben, so wie früher“, wandte der von unten skeptisch ein.

Doch der mit dem optimistischen Gemüt bekräftigte seine Visionen. „Erinnerst du dich, wie einmal etwas durch unsere Dunkelheit fuhr? Sie war für einen Augenblick von einem Schimmer durchbrochen. In meinen Träumen sehe ich das viel deutlicher, der Schimmer hat dort viele Konturen. Vielleicht ist die andere Welt voll davon. Sie ist bestimmt voller aufregender Wunder, die wir entdecken können. Auch wir selbst werden uns ganz neu

erkennen. All das ist weit mehr als das Schweben, dem du nachtrauerst.“ Doch der andere ließ sich nicht beruhigen: „Du willst mir nur Mut machen, letztlich wissen wir gar nichts. Niemand ist aus der anderen Welt je zurückgekommen, um davon zu berichten.“ - „Dann wäre es auch überhaupt nicht mehr so spannend, und man hätte nichts wirklich Neues vor sich.“ Bei diesen Gedanken lächelte der kleine Visionär in sich hinein.

Nach wenigen Tagen war es so weit: Das Ende ihrer Welt nahte. Sie lagen aneinandergequetscht, die Schreie des Urlebens waren unüberhörbar geworden. Da riss die Fruchtblase auf und das letzte Wasser entwich. „Jetzt oder nie! Wenn wir nicht verbrennen, sehen wir uns in der neuen Welt.“ - „Wir werden nicht verbrennen, mach es gut, ich folge dir gleich nach!“, konnte der, der vorher oben lag, noch ausrufen, als auch er einen ohrenbetäubenden Druck vernahm.

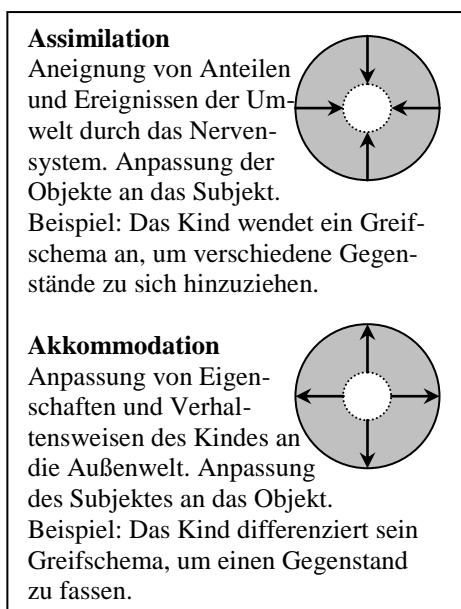
Der dramatische Hochseilakt im Leben des Menschen vollzieht sich mit seiner Geburt. Sie verläuft nicht nach dem Prinzip „Augen zu und durch“, sondern gleicht einem Lichttunnel von der alten in die neue Welt. Die Geburt ist mehr als nur ein Übergang, sie bedeutet organische Verwandlung. Immer mehr Krankheiten werden bekannt, die das Kind während der Geburt im Schnellverfahren durchläuft, um das Immunsystem aufzubauen. Im Moment der Geburt entfalten sich die Lungenflügel, weil es von nun an nicht mehr wie ein Fisch im Wasser lebt, sondern die Luft eines neuen Universums atmet. Im Laufe der Geburt erfährt das Kind, was Schwerkraft ist, dass es kalt und warm gibt, und wenn es die Augen zum ersten Mal öffnet, verspürt es die Neuerscheinung schlechthin: Licht, wenngleich ein neugeborenes Kind Raum und Gestalten keinesfalls so wie wir wahrnehmen kann. Es ist tatsächlich eine ganz andere Welt, in die das Kind hineingebo ren wird. Es lässt diesen ganz anderen, schwebenden Zustand, das flüssige Element, die grenzenlose Ruhe und Dunkelheit end-

gültig hinter sich und kommt in eine Welt, die wir für selbstverständlich halten. Mit der Geburt gewinnt das Kind nach dem Wasser die weiteren Elemente Luft und Licht (Feuer) hinzu. Vielleicht ist es kein Zufall, dass das Wasser Symbol der Taufe und Feuer und Luft Symbole des Heiligen Geistes sind.

Welch ein überwältigendes Erlebnis für das neugeborene Kind, zum ersten Mal das Licht in seiner ganzen, wunderschönen Strahlenkraft erleben zu können! Zugleich müssen die Sehnerven das Licht auf eine neuartige Weise in sich aufnehmen, so als wäre es ein bisher völlig unbekanntes Nahrungsmittel. Dieser Vorgang wird in der Entwicklungspsychologie „Assimilation“ genannt. Der Organismus wird vom Licht erfüllt.

Andererseits muss sich das Gehirn dem Licht auch anpassen. Neue Zellen wie die Zapfen und Stäbchen im Bereich der Netzhaut müssen entstehen bzw. wachsen. Im Hinterhauptlappen des Großhirns, dort, wo das Gesehene auf Projektionsfeldern verarbeitet wird, entstehen millionenfach neue neuronale Verknüpfungen. Dieser Anpassungsvorgang wird mit „Akkommodation“ bezeichnet. So müssen sich die Linsen der Augen auf die Entfernung der wahrzunehmenden Personen oder Gegenstände erst noch einstellen. Im Nahbereich erweitern sich die Linsen. Um Entfernteres scharf sehen zu können, müssen sie sich verjüngen. Erst im Laufe der Zeit akkommodieren sich die Linsen vollständig an die äußeren objektiven Gegebenheiten. Deshalb kann das

Kind am Anfang seiner Entwicklung nur schemenhaft und partiell scharf sehen. Immer wieder verwischen und verschwimmen die Konturen der Objekte. Erst nach und nach ist das Kind in der Lage, die Farbenpracht seiner Umgebung wahrzunehmen und ihre Objekte einer räumlichen Dimension zuzuordnen. Akkommodation bedeutet Aufbau und Vernetzung des Nervensystems. Es entsteht im Inneren eine immer feinmaschigere Konstruktion, mittels deren sich der Mensch seine Welt aneignet, sie assimiliert.



Und genau darum geht es: Das Kind will sich seine Welt zu Eigen machen! Es will nicht einfach vom Licht überflutet werden, sondern das, was es bei Licht betrachtet, auch erkennen. Es will die Milch nicht eingeflößt bekommen, sondern sie einsaugen. Es will die Gegenstände nicht in die Hand gedrückt bekommen, sondern sie ergreifen. Deshalb hat der Entwicklungspsychologe Jean Piaget⁶ die Assimilation als „primären Akt“ im Erwachen der Intelligenz des Kindes bezeichnet. Das Äußere soll innere Gestalt annehmen. Mit seiner ganzen seelischen Kraft ist das Kind darauf aus, sich die Welt zu erobern und fühlt sich darin selbst im Mittelpunkt. Man hat den Eindruck, als dienten alle akkommodativen Leis-

tungen des Nervensystems ausschließlich dem Zweck, immer mehr Bereiche der Umgebung des Subjekts zu seinen inneren Anteilen zu machen. Der Prozess der Selbstwerdung hat begonnen. Das Kind bildet seine psychische Identität aus. Dies ist die ichbezogene Seite seiner Seele.

Aber es gibt auch die andere Seite: Besonders während der ersten Monate bedarf das Kind der Nähe seiner primären Bezugspersonen. Und da es nicht wie andere Lebewesen über Instinkte verfügt, die es zügig in einen selbstständigen Zyklus versetzen würden, sucht es diese Nähe auch. Dabei geht es nicht nur um die materielle Versorgung des Kindes mit Kleidung, räumlicher Wärme und Milch, es geht insbesondere um die emotionale Versorgung. Die Notwendigkeit der emotionalen Versorgung ist an Extremsituationen, wie wir sie in schlecht organisierten Heimen vorfinden, leicht nachweisbar.⁷ Vierzig, vielleicht mehr Kinder müssen sich einen Schlafsaal teilen und werden dort von zwei oder drei Pflegerinnen bzw. Pflegern betreut. Diese sind gerade in der Lage, den *materiellen* Stoffwechselprozess zu organisieren. Das heißt, sie verteilen die Fläschchen mit Milch und legen die Säuglinge und Kleinkinder von Zeit zu Zeit trocken. Vielleicht meinen die Verantwortlichen, damit das zum Überleben Erforderliche getan zu haben. Aber nach einiger Zeit protestieren die Kinder durch verstärktes Schreien und starke psychomotorische Unruhe wie Reißen und Kratzen an Bettdecken und Wänden. Verhallt all dies unbeachtet im Raum, so lenkt das Kind sei-

ne verzweifelte Wut und Aggressivität langsam auf den eigenen Organismus. Dem emotionalen Verhungern folgen Störungen der Nahrungsaufnahme, Appetitlosigkeit, Speien und Erbrechen, Zerkratzen der Haut und Ausreißen der Haare. Nach und nach ermattet die Energie bis hin zum Stillstand von Organfunktionen. Die Pupillen erstarren, und der kleine Organismus stirbt. Das vernachlässigte Kind stirbt nicht am Mangel an Nahrung und physischer Wärme, es stirbt am Mangel an Liebe und seelischer Wärme, am Zusammenbruch des *sozialen* Stoffwechselprozesses.

Die Liebe ist mehr als eine wohltuende Begleiterscheinung der Evolution. Liebe und soziale Nähe sind für den Menschen überlebensnotwendig. Bei allem Streit und Hader, den Heranwachsende und Erwachsene mit ihren Eltern, Geschwistern oder sonstigen Bezugsperson hatten oder haben, bleibt doch eins festzustellen: Sie verdanken ihr Leben auch ihrer Nähe.

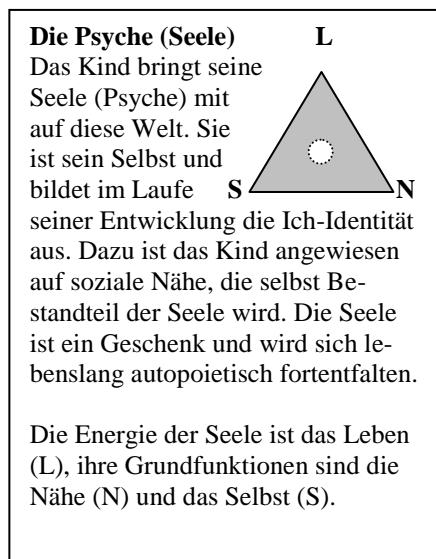
Nach der Geburt werden Selbstbezug und soziale Nähe zu komplementären Funktionen des Seelenlebens. Die soziale Nähe wird zum evolutionären Bestandteil der Seele. Beide psychischen Funktionsbereiche, Selbstbezug und soziale Nähe, sind im Namen eines Menschen symbolisch ablesbar. In der Regel wurde der Name von den primären Bezugspersonen des Kindes mit Sorgfalt und viel Liebe ausgesucht. Mit dem Namen wurde eine soziale Beziehung definiert: Wir sind *wir*, und du mit deinem Namen bist *du*. Gleichzeitig spiegelt der Name Identifikation: Er

ist das erste sprachliche Spiegelbild des Kindes. Dieser semantische Spiegel begleitet das Individuum auf seinem Lebensweg und mit ihm das soziale Gefüge, das ihn einmal prägte.

In einem prophetischen Heilsorakel aus der Zeit jüdischer Gefangenschaft in Babylonien klingt das so: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“⁸ Es ist kein Wunder, dass in vielen christlichen Kirchen die Taufbecken mit diesem Spruch verziert sind, sind doch seelische Identität und soziale Nähe immer auch Ausdruck der Gemeinschaft mit Gott. Das göttliche Wunder des Lebens bleibt deswegen Dreh- und Angelpunkt der psychischen Entwicklung des Kindes.

Im Ergebnis unserer Ausführungen eröffnet sich nun ein dreifacher Bezug der Seele: das Leben, die Nähe und das Selbst. Bereits die hebräische Bibel, das christliche Alte Testament, kennt diesen psychologischen Zusammenhang. 800 Mal finden wir dort das Wort „Seele“ (hebräisch: *nefesch* = dem griechischen Wort „Psyche“, das, wie oben erwähnt, 103 Mal im NT vorkommt). Analysiert man die 800 Stellen in ihrem jeweiligen Textbezug, so findet man Folgendes heraus: Mit *nefesch* ist entweder das Selbst des Menschen gemeint oder sein Leben oder die Gemeinschaft unter den Menschen.⁹ Mit *nefesch* wird jedoch nie Gott identifiziert. Er ist Geist, *ruach*. Aber umgekehrt ist sehr wohl davon die Rede, dass dieser Geist in den Menschen wirkt. Er verbindet sich

mit seinen Seelen. Der Geist, ruach, nimmt in *nefesch*, der Seele des Menschen, Gestalt an.



Soziale Nähe ist Voraussetzung für das Leben und die psychische Gesundheit des Kindes. Und sie bleibt der Hintergrund für seine weitere kognitive Entwicklung. Das bedeutet nun gerade nicht, dass die Erwachsenen diese Entwicklung in einer besonderen Weise fördern müssten oder sie zu

begleiten hätten. Wie alle anderen Prozesse des Lebens ist auch Lernen autopoietisch. Der Volksmund sagt, das Kind sei „so schön mit sich selbst beschäftigt“. Bei genauerem Hinsehen ist es nicht mit sich selbst, sondern damit befasst, sich immer weitere Bereiche seiner Umgebung zu Eigen zu machen. Für das Kleinkind ist jeder Quadratmeter Raumgewinn eine kontinentale Entdeckung. Was es dabei sinnlich wahrnimmt, möchte es ergreifen und an sich ziehen. Diese Assimilation stößt aber auf die Grenzen seines körperlichen und seelischen Vermögens.

Der Organismus ist herausgefordert, die Schemata seines Verhaltens zu differenzieren und fortzuentfalten. Das Kind macht zum Beispiel die Erfahrung, dass sich unhandliche Gegenstände nicht nach den gewohnten Schemata des Greifens erfassen lassen. Je

mehr ihm die Aktionen misslingen, umso mehr Anstrengungen wird es unternehmen, sein Verhalten an die neue Herausforderung anzupassen, zu akkommodieren. Irgendwann merkt das Kind, dass mit den eigenen Gliedmaßen des Körpers bestimmte Ziele unerreichbar bleiben. Ein Ball ist unter eine Kommode gerollt. Das Kind robbt hin, macht seinen Arm lang und länger, aber es erreicht den Ball nicht. Vielleicht gibt es sein Unterfangen nach mehrmaligen Versuchen auf. Mit der Zeit wird es so weit sein, einen anderen Gegenstand, beispielsweise einen Stock, zur Verlängerung seines Arms einzusetzen. Voller Freude nimmt es wahr, dass es ihm auf diesem Weg gelingt, den begehrten Ball zu ergreifen. Nach und nach stellt sich nun die Erfahrung ein, dass mit dem Stock auch andere Gegenstände erreichbar werden, die man zu sich hinziehen, wegschieben oder umstoßen möchte. Das Kind hat als Krönung seiner frühen Intelligenzentwicklung gelernt, ein Mittel einzusetzen, um verschiedene Ziele zu erreichen. Das Verhalten ist komplexer und die Assimilation vielfältiger geworden.

Die Mittel-Ziel-Unterscheidung bedeutet einen qualitativen Schub in der kindlichen Evolution. Denn von nun an kann alles Mögliche, nicht nur das sinnlich Fassbare zum Mittel werden. Das Kind wird jetzt Worte gezielter aufnehmen und selber schaffen, um die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu realisieren, den Lebensraum aufzufächern und zu gestalten. Die Motivations-

schübe der ein- bis eineinhalbjährigen Kinder im Spracherwerb werden vor diesem Hintergrund verständlich.

Schon früh hatte das Kind die Erfahrung gemacht, dass es mit seiner Stimme die Aufmerksamkeit anderer erregen konnte. Doch nun ist es in der Lage, differenzierte Laute unterschiedlichen Objekten seiner Umgebung zuzuordnen. Diese Laute sind zunächst einsilbig und bestehen aus einer Vokal-Konsonanten-Verbindung, wie: „nö“, „ha“, „tu“, „sa“, „ra“, „ma“ und so weiter. Im Hintereinandersprechen von zwei oder drei solcher Laute entsteht für den Hörer ein Wort, wie z. B. „Mama“. Mag dieses Wort zunächst noch einer gewissen Nachahmung entsprungen sein, so ist die Masse der Laute und primären Lautworte Ergebnis einer schöpferischen Konstruktion des Kindes. Ihre Zuordnung ist durchaus vielfältig und willkürlich. Ein Kind kann mit „rara“ einen Rasenmäher meinen, ein anderes assoziiert damit einen Vogel, ein drittes den Großvater, der gelegentlich schnarcht. Fast beiläufig ist es in der Lage, Lautteile von gehörten Worten in die eigenen Sprachschöpfungen zu integrieren.

Die 15 Monate alte Syska läuft auf krummen Beinen mit ihrem Vater durch eine Wiese voller Blumen. Plötzlich ruft sie: „Luba, Lumba, Papa!“ Die Silben „lu“ und „ba“ sind altes Repertoire und an „luba“ ist die Blume als Objekt bereits assimiliert. „Blume“ hat Syska schon gehört. Das Wort ist aber schwer zu sprechen, und so wird das „m“ von „Blume“ in das bekannte „Luba“ eingefädelt und es entsteht „Lumba“. Nun nimmt Syska wahr, wie sich der angesprochene Vater über das neue, so schön klingende Wort amüsiert. Syska kreischt vor Freude, und als der Vater noch eine Blume pflückt und sie ihr in die Hand drückt, ist die Begeisterung auf ihrem Höhepunkt. Das Kind hat nicht nur ein Objekt mit einer neuen sprachlichen Kreation beschrieben, es entdeckt darin ein Mittel, das andere Verhaltenseigenschaften

(Freude) auslöst. Zusätzlich hat das Wort eine orientierende Wirkung auf eine andere Person: Der Vater wird zu einer emotionalen Zuwendung bewegt. Mit einem einfachen sprachlichen Mittel wird eine ganze Kette von Reaktionen ausgelöst.

Die Welt des Kindes kommt in Bewegung durch eine Vielzahl von Lauten, die es hervorgebracht hat, um mit ihnen Worte zu bilden, die wie von selbst ihre semantische Bedeutung erhalten. Man könnte die Laute vergleichen mit losem Essbesteck, das wahllos in eine Schublade geworfen und erst im Nachhinein geordnet wird. Sprache ist primär kindliche Autopoiese und erst sekundär Nachahmung. Die Bildung der Laute, ihre Kombination zu Wörtern, ihre beschreibenden und orientierenden Bedeutungen erzeugen ein Ereignisfeld, das scheinbar losgelöst von der objektiven, nichtsprachlichen Wirklichkeit existieren kann.

Das *semantische Ereignisfeld* liegt wie ein Netz über der objektiven Welt. Aber immer wieder hebt es sich davon ab und erzeugt

Semantisches Ereignisfeld

Wörter und Begriffe sind sprachliche Zeichen (griechisch: *sema*). Wie Muster beim Weben eines Teppichs entstehen, so bilden die Verknüpfungen von Zeichen eigene Bedeutungen aus. Die lebendige und besonders beim Kind im Entstehen begriffene Sprache ist unaufhörlich im Fluss. Es entwickeln sich sprachliche Ereignisfelder, die die Fantasie beschleunigen und Weltbilder mit eigenständigen Interpretationsmustern hervorbringen.

selbstständig neue Verknüpfungen. Es entsteht das, was schöpferische Fantasie genannt wird. Die inspirierende Kraft dieses Ereignisfeldes ist jedem zugänglich, der einem Kind beim verbalen Spiel mit seinen Puppen, Bauklötzen oder sonstigem Spielzeug zusieht oder zuhört.

Von nun an überschlagen sich die Ereignisse. Unterschiedliche semantische Ereignisfelder und Fantasieebenen trennen sich voneinander und ziehen ihre eigenen Kreise. Von Zeit zu Zeit berühren sie sich, kommunizieren miteinander und bilden neue Netze aus, die ihrerseits in Raum und Zeit ausgeworfen werden. Die Energien des Geistes scheinen aufgewirbelt. Auf den Ebenen und Metaebenen des Geistes erlebt das Kind atemberaubende Reisen selbst im kleinsten Raum. Die Miniaturen seiner Spielfiguren leben auf in einem Universum, das es selbst geschaffen hat. Das ist die spiraldynamische Kraft des Lebens!



Autopoiesis des Lebens

Mitgefühl und Kälte – *Stufe II*

Für eine solche körperliche, geistige und spirituelle Beweglichkeit braucht das Kind eine gesunde Distanz. Denn wird es zu sehr gelenkt, gemäßregelt und überbehütet, nimmt es Schaden an seiner selbstmotivierenden, autopoietischen Kraft. Aber es gibt auch eine negative Distanz, die durch den Mangel an sozialer Nähe entsteht. Ein Kind kann nicht nur mit Gegenständen spielen, für seine sprachliche Orientierung bedarf es anderer Menschen. Doch Menschen, die Zeit für Kinder haben, scheinen rar gesät zu sein. Sie verbringen ihre Zeit lieber mit der Reproduktion von Luxus und Karriere und vergessen dabei das Wesentliche für die Reproduktion der Gattung: die Kinder. Die Schlüsselkinder dieser Tage sind die Kinder vorm Fernseher. So werden die Beziehungen menschenleer und ent-emotionalisiert; ganz langsam versteinert die naive Seele. Deswegen verläuft die kindliche Evolution nicht nur in guten Bahnen. Im Gegenteil: Sie ist voll von Konflikten und Gegensätzen mit auseinander treibenden Polen, die sich in der menschlichen Entwicklung fortsetzen.

Diese widersprüchliche Entwicklung wird im folgenden Schema¹⁰ dargestellt:

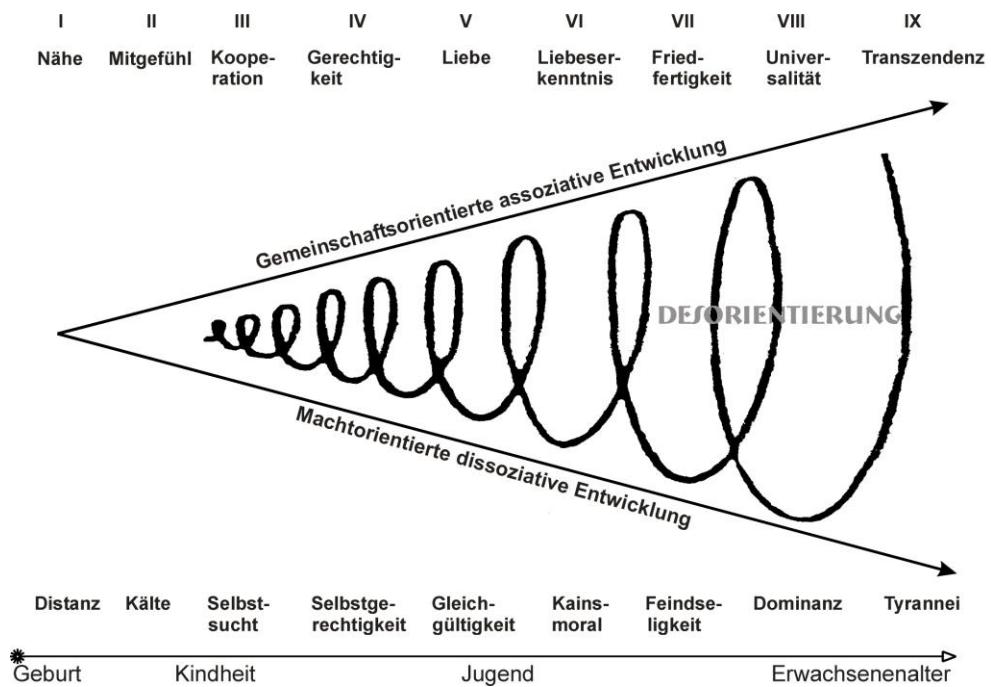


Abb.: Psychologie einer Entwicklung in Konflikten

Die beiden sich nach oben bzw. unten neigenden Achsen sind die Extremlinien menschlicher Entwicklung. Letztere ist *assoziativ*, wenn sich Menschen aufeinander zubewegen und solche Verbindungen miteinander eingehen, die der Autopoiesis jedes Einzelnen von Nutzen sind. *Dissoziativ* ist sie, wenn sich Menschen trennen und schließlich zu Gegnern werden. Das Kind wird von Anfang an konfrontiert mit dem Konflikt assoziativer und disso-

ziativer Verhaltensmuster. Es erlebt ihn bei seinen Eltern und Geschwistern, unter Spielgefährten, in Kindergarten und Schule, später während der Ausbildung und als Erwachsener in der Nachbarschaft und an seinem Arbeitsplatz. Nach und nach wird der äußere Konflikt zu einem inneren, der die Seele aufreibt und krank machen kann. Wir sprechen dann von psychischer *Desorientierung*. Wenn sie sich fortsetzt, wird auch der Körper darunter leiden und krank.

Da jeder Mensch den Konflikt erlebt und unter der von ihm ausgelösten seelischen Zerrüttung mal mehr, mal weniger offensichtlich leidet, sucht er nach Orientierung und nach Auswegen. Eine assoziative Orientierung eröffnet einen hoffnungsvollen Weg für das Individuum und die Gemeinschaft, das soziale System und die Welt, in der es lebt.¹¹ Er wäre ohne Not begehbar, gäbe es nicht in jedem Einzelnen das dissoziative „Erbe“ seiner individuellen und kollektiven Vergangenheit. Egoistische Ziele, ideologische Einflüsse und Kräfte, die der Erhaltung und dem Ausbau wirtschaftlicher und politischer Macht dienen, trugen und tragen dazu bei, die dissoziative Moral zu festigen. Auf diese Weise ist die Ausübung von Herrschaft mit Zustimmung der Beherrschten möglich.¹²

Für das Individuum und die Menschheit ist es ein unermesslicher Segen, dass die assoziative Entwicklungslinie nie vollständig unterdrückt werden kann. Solange Menschen leben, lebt in ihnen

auch die assoziative Kraft des Selbsterhalts, der in menschlichen Gemeinschaften nur über das Miteinander realisierbar ist. In der ersten Entwicklungsphase ist das Kind ja angewiesen auf *soziale Nähe*, die selbst zum unabdingbaren Funktionsbereich der Seele wird.

Das Entwicklungsschema macht in seiner Scherenform auch deutlich, dass die Extreme der primären Phase kindlicher Entwicklung näher beieinander liegen als bei den späteren Phasen. Am Anfang ist es für das Kind leichter, zwischen den Extremen zu pendeln und die Positionen ohne Not zu wechseln: Aus der Distanzierung kann es noch schnell in einen nahen sozialen Bezug zurückwechseln und umgekehrt. Das ist gemeint, wenn Eltern von den „Phasen“ ihrer Kinder sprechen.

Die nächste Stufe auf der assoziativen Entwicklungslinie haben wir *Mitgefühl* genannt. Das Mitgefühl entspringt der sozialen Nähe, ist aber nun nicht mehr allein bezogen auf den zwischenmenschlichen Erfahrungsraum. Ein kleiner Vogel mit einem verletzten Flügel wird vom Kind ins Haus getragen, und es besteht darauf, dass das Tier wieder „heil“ werden müsse. Dabei gründet sich das Mitgefühl des Kindes keinesfalls auf die reale Welt des Objektiven. Die assoziierenden Ebenen seiner Fantasie sind so weit gediehen, dass das Kind alle Ereignisse und Gegenstände seiner Umwelt so intensiv in sein Erleben hineinnehmen kann, als seien sie ihm zugehörig und so lebendig wie es selbst. Für ein

dreijähriges Kind ist es keine Einbildung, wenn sich seine Puppen, Teddybären oder sonstigen Spielfiguren unterhalten oder mit ihm Gespräche führen. In der Welt der Erwachsenen mögen die Dinge tot sein, aber das Kind haucht ihnen eine Seele ein. Sonne, Mond, Wind, Wolken, Wasserströme gestalten sich im kindlichen Denken zu personifizierten Akteuren des kosmischen Geschehens: die Sonne, die lacht; der Himmel, der weint.

Für diese Verzauberung der Welt hat Jean Piaget den in der ethnologischen Forschung bekannten Begriff *Animismus* aufgegriffen und für seine Untersuchungen des kindlichen Weltbildes systematisiert. Der aus dem Lateinischen stammende Begriff „Animismus“ (Anima = Seele) umfasst die Gesamtheit von Besetzung, Verlebendigung und „Mystifizierung“ von Naturerscheinungen und Gegenstandsrelationen. Die Kinder schaffen sich ein eigenes Weltbild, fast unbeeinflusst von den religiösen und ideologischen Interpretationsmustern der sie umgebenden Erwachsenenwelt. Einen Stein gefühlsmäßig zu erleben, ihn anzusprechen, zur Puppe zu legen, damit „er nicht weint“, zeugt von einem mitfühlenden, *empathischen Animismus*.

Das animistische Weltbild der Kinder ist vergleichbar mit dem Bewusstsein jener Naturvölker, die mit dem Rhythmus der Natur, ihren Erträgen und den ihr angemessenen Produktionsweisen leben. Von den Hopi-Populationen ist die Geschichte eines Mannes überliefert, der am Abend in einen Wald ging, um einen beson-

ders gerade und edel gewachsenen Baum aufzusuchen. Er sagte zu ihm: „Du bist mein Freund, und ich brauche dich, um ein Kajak zu bauen. Ich benötige es für meine Sippe, die vom Fischfang lebt. Ich werde dich also töten müssen. Aber ich möchte, dass du dich auf deinen Tod vorbereiten kannst. Darum komme ich erst morgen in aller Frühe wieder. Ich verspreche dir, es wird ein

Empathischer Animismus



Animismus beinhaltet das lateinische Wort für Seele, *Anima*; empathisch heißt „einfühlend“. Der Begriff bedeutet die Besiedlung der Natur und künstlich geschaffener Gegenstände, etwa ein Totem in indianischen Kulturen. Kleinkinder verhalten sich animistisch, wenn sie mit ihrer natürlichen und gegenständlichen Umwelt lebendig kommunizieren. Der Gegensatz ist der *dominante Animismus*, wenn ein Totem zur Bedrohung wird oder Kinder Angst vor Monstern haben.

wunderschönes Kajak. Und ich werde zehn junge Bäume deiner Familie hier ganz in deiner Nähe einpflanzen und sie pflegen, so lange ich kann. Ich verneige mich vor dir und werde dich und die Deinen stets in Ehren halten.“ Den empathischen Animismus, von dem diese Geschichte durchdrungen ist, halten wir nicht für primitiv. Wäre das Bewusstsein der Menschen so genannter zivilisierter Gesellschaften auf eine ähnliche Weise besetzt, gäbe es mitnichten die ökologischen Probleme unserer Zeit.¹³

Immer wieder ist versucht worden, die Geschichte des Individuums mit der menschlichen Gattung zu vergleichen. Für den kindlichen Animismus scheint es eine solche Parallele tatsächlich zu geben. Die Höhlenmalereien und Skulpturen der Menschen der letzten Eiszeit vermittelten nicht nur das Bewusstsein einer intensiven Naturverbundenheit. Vielleicht kommunizierten die Jä-

gerinnen und Jäger auf eine ähnliche Weise, wie wir es bei den Kindern beschrieben haben, mit ihren Kunstwerken, vielleicht spürten sie in ihnen dieselbe Lebendigkeit, ganz sicher waren die Bilder und Skulpturen ein Medium zwischen ihrem inneren Erleben und den überwältigenden Erlebnissen der sie umgebenden äußeren Natur. Keine der ästhetischen Darstellungen vermittelt Abwehr oder Schrecken. Gewaltszenen unter Menschen sucht man vergeblich. Das ist beeindruckend, weil es sich um einen Zeitraum von über 25.000 Jahren handelt. „Bei all den Tausenden von Bildern der Eiszeit findet sich keines, das die Angst, die Furcht, das Bedrücktsein ausdrückt, wie etwa die Bilder des Kreuzes im Mittelalter oder wie die Dämonenbilder in der Bronzezeit. Diese ganze Welt, so wie der Künstler der Eiszeit sie darstellt, ist freudig, gesichert, und immer wieder hört man, dass unter allen Völkern der Erde auch heute noch die Jäger ... am fröhlichsten, zufriedensten und am glücklichsten sind.“¹⁴

Seit der landwirtschaftlichen oder neolithischen Revolution vor 10.000 Jahren gibt es vereinzelte Darstellungen von Gewalt, und erst im Laufe der Geschichte der so genannten Hochkulturen findet sich eine vermehrte Darstellung von Kriegswerkzeug und Kampfhandlungen.¹⁵ Der Einbruch von sozialer Herrschaft und Krieg in der Menschheitsgeschichte bringt nicht nur die im Laufe von 25.000 Jahren gewachsenen natürlichen und sozialen Verhältnisse ins Wanken. Von da an ist die animistische Fantasie in den religiösen Ausdrucksformen der Gesellschaften und im Ent-

wicklungsverlauf eines jeden Kindes durchdrungen von den Bildern der Verletzung und den Kainsmalen eines stets gewaltbereiten Sozialgefüges. Es ist nicht mehr allein der „gute Mond“, der beim Schlafen wacht. Jetzt gibt es auch den „bösen Mann im Mond“, der das Kind mit seinem Schatten bis tief in die Nacht verfolgt; und manche Geister aus der Video-Industrie lassen es im Schlaf erschrecken. Der Animismus hat nun neben seiner empathischen eine gefühlskalte, dominante Seite.

Jean Piaget hat diesen Aspekt in seiner Tragweite für das konflikthafte Erleben der Kindeswelt in vielfacher Weise unterschätzt. Dies hängt wohl zusammen mit seiner Auffassung eines einlinearen, widerspruchsfreien Prozesses der menschlichen Entwicklung. Durch den *dominanteren Animismus* bekommt das kindliche Weltbild einen tiefen Riss, und es grenzt an ein Wunder, wenn ein Kind diese Phase seines Lebens ohne Angst und Schaden übersteht.



Kooperation und Selbstsucht – *Stufe III*

Entwicklung geschieht durch Tätigkeit; sie ist das Prinzip des Lernens. Alles Mitgefühl, einschließlich des animistischen Weltbildes, drehte sich im Kreis und käme zum Stillstand, würde der Mensch nicht tätig eingreifen in das Geschehen, welches ihn beeinflusst. Nur durch Mitgefühl kann man die Welt nicht ändern. Wer handelt, lernt durch die Praxis, durch Versuch und Irrtum. Indem der Mensch handelt, fällt ihm manches zu, was er nicht vorhergesehen hat. Das Handeln löst den Zufall aus. Zufällig entdeckt das Kind beim Spielen einen neuen Freund. Indem ein Mensch sein Mitgefühl nicht nur in sich trägt, sondern aktiv in der Welt umsetzt, trifft er auf andere, die ihm zu Ratgebern und Helfern werden. Aus dem Handeln, der Operation, wird Kooperation.

Das bekannte Gleichnis Jesu vom „Barmherzigen Samariter“ kann auf diese Weise entwicklungspsychologisch interpretiert werden. In der Geschichte heißt es: „Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und

verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege du ihn; und wenn du mehr ausgibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.“¹⁶

Die alte Übersetzung Martin Luthers „er jammerte ihn“¹⁷ trifft sehr schön das, was wir mit „Mitgefühl“ meinen. Der Samariter könnte es dabei bewenden lassen, erstarrt vor Schreck und voller Mitleid seinen Weg ziehen. Aber er handelt: Er versorgt die Wunden des Opfers und lädt ihn auf sein Lasttier. Nun könnte er ihn mit nach Hause nehmen, um ihn dort weiter zu pflegen. Aber vielleicht würde er sich dann übernehmen, vielleicht andere, z. B. seine Familie, oder sich selbst durch diese Art der Hilfeleistung vernachlässigen. Er würde zu jemandem, der es gut meint, aber die Konsequenzen seines Handelns nicht mehr übersehen kann. Aber so endet die Geschichte nicht. Der Mann aus Samaria bleibt nicht allein. Er findet jemanden, der mit ihm kooperiert.

Die Kooperation verhindert, dass der Helfer auf sich allein gestellt bleibt und womöglich zu einem hilflosen Helfer wird. Sie ermöglicht die Begegnung von Menschen, die Unterschiedliches in dieser Situation beizutragen haben; und wenn es nur ein Bett ist, das der eine hat, oder Geld, das der andere geben kann. Die Geschichte bleibt bewusst im Minimalbereich des Tausches. Aber gerade darin hat die Kooperation ihren Beginn: Kinder tauschen zuerst die Murmeln aus und dann ihre Gefühle. Beim Spie-

len finden sie Freunde. Wer die Freundschaft an den Anfang stellt, der wird schnell enttäuscht. Der einfache, aber solide Austausch eröffnet viele Wege einer sich entfaltenden Kooperation, und so mancher „Samariterbund“ ist aus solchen Anfängen entstanden. Verläuft sie entwicklungsgemäß, selbstbestimmt und in lebensweltnahen Zusammenhängen, so gelangt jede Einzelaktion in einem Feld lebendigen Zusammenwirkens zum Erblühen. Wie in einem Mosaik fügen sich unzählige Teile zusammen, und im Nachhinein steht man voller Staunen vor einem Bild, das man miteinander geschaffen hat. Das fertige Bild ist eine Transformation, das die Summe seiner Teile bei weitem überschreitet. Kooperation ist soziale Nähe auf höherem Niveau.

Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Das wird auch sichtbar in der Leistungsbilanz. Wenn Menschen Ketten bilden, um einen Brand zu bekämpfen, die Wassereimer durch ihre Reihen „laufen“ lassen, dann ist das Feuer schneller bekämpft, als würde sich jeder Einzelne mit viel mehr Kraftaufwand individuell abmühen. Durch die Kooperation werden die einzelnen Anstrengungen optimiert. Dies wird möglich durch die Vernetzung der Tätigkeiten, die Einsparung von Wegen und die allein damit verbundene erhebliche Reduktion individueller Kraft. Ein weiterer Faktor ist der Antrieb der Lebensgeister in der gemeinschaftlichen Tätigkeit.¹⁸ Gegenseitige Hilfe und individuelle Vorbildfunktion, das Erleben einer Menschengruppe, die nur in der Zusammenarbeit zu solchen Leistungen im Stande ist, erzeugen

Wir-Gefühle und Gemeinschaftssinn. Von einer identitätsstiftenden Bedeutung ist ein solches Wir-Erleben immer dann, wenn der Einzelne seine besonderen Gaben, Fähigkeiten und Qualifikationen in der gemeinschaftlichen Anstrengung erfährt, sie erneuert und sie wieder zur Verfügung stellt. Dies ist ein bedeutendes Charakteristikum der Kooperation, ist sie doch hervorgegangen aus der geteilten Arbeit und den spezialisierten Tätigkeiten der Menschen.

Diesen evolutionären Schritt der Menschheit, der zum Vorteil für die Gattung wurde, erfahren Kinder in ihrer individuellen Entwicklung immer wieder. In Gruppen- und in Rollenspielen, dem gemeinschaftlichen Bau von Burgen, Bahnen oder Hütten erleben sie die Dynamik der Gemeinschaft ebenso wie das Besondere, das jedes einzelne Kind kraft seines individuellen Vermögens einzubringen hat. In der Gemeinschaft kommt der Unterschied zum Tragen. Vielfalt wird erlebt wie die Farbenfülle der Natur. Doch die Rollen wechseln stetig, und das Kind kann spielerisch die Position des Spielgefährten einnehmen. Es lernt, die Dinge und Begebenheiten aus dem Blickwinkel des anderen wahrzunehmen. Der Perspektivenwechsel erweitert den Erlebenshorizont und lässt das Kind sich selbst im anderen und den anderen in sich erfahren. Es erlebt das *Wir* in seinem Ich und sein Ich im *Wir* der Gruppe. Dieses *Wir* ist nicht abstrakt. Es ist gegenständlich und konkret im Spiel, in allem, was darin die Kinder schaffen und erfinden. Im Zusammentreffen unterschiedlicher Charak-

tere und Eigenschaften erzeugt die Gruppe überraschende spielerische Fertigkeiten und Ergebnisse. Da die Kinder mit jedem Moment älter werden und sich der Reichtum ihrer Erfahrungen vermehrt, werden die Ergebnisse des Spiels stets reichhaltiger und die Fortschritte seiner Entwicklung sichtbarer. Das Geschehen ist eine spielerische *Vergegenständlichung* des kindlichen kooperativen Vermögens. Hierin liegen die Voraussetzungen für die individuelle Bewusstwerdung.

Das menschliche Bewusstsein ist mit der Evolution kooperativer Fähigkeiten offenbar eng verknüpft. Bewusstsein beinhaltet Wissen. Hierbei handelt es sich nicht um ein allgemeines Wissen, sondern um ein Wissen, das der Beobachter von sich selbst, seiner Umwelt und seinem Leben hat. Aber wie zuverlässig ist solch ein Wissen? Bleibt der Beobachter nicht stets befangen in der Subjektivität seines Standpunktes?

Um etwas wissen zu können, müssen Informationen gespeichert werden. Im Verlauf der Evolution werden Informationen genetisch „abgelegt“. Aber schon eine winzige Mutation kann den biologischen Träger einer Information ändern, und sie ist dem Zufall ausgeliefert. Nun gibt es neben der genetischen Informationsverarbeitung eine Gedächtnisleistung, die „Traditionsbildung“ genannt wird. Sie ist bereits bei Säugetieren sehr weit ausgebildet. Erfahrungen, die dem Leben und der Anpassung einer Gattung von Nutzen sind, werden in der Regel von der älteren Gene-

ration an die Nachkommenschaft weitergegeben, tradiert. Das Problem dieses Speichers ist seine Vergesslichkeit, die sich sogar auf überlebensrelevante Daten auswirkt. So kann man bei Mäusen, die mit Gift in Berührung gekommen sind, beobachten, dass sie ihre Nachkommenschaft vor dem Gift warnen können. Diese überlebenswichtige Botschaft wird über zwei, manchmal drei Generationen tradiert, danach gerät sie jedoch in Vergessenheit, und die dann folgende Generation wird das Gift wieder verzehren. Dies ist in etwa auch der Rhythmus von Tradition und Vergessen sozialer Erfahrungen im Band der menschlichen Generationsfolge.

Aber gibt es überhaupt einen verlässlichen Informationsspeicher? Die Menschheit hat auf dem langen Weg ihrer eigenen Evolution eine Antwort darauf gefunden. Sie bestand in der „Anlage“ eines Speichers außerhalb des menschlichen Organismus.¹⁹ Hier handelt es sich um die Gerätschaften, die das soziale Leben der Menschengruppen von Anfang an prägten und einen entscheidenden Anteil an ihrer Ausbildung hatten: Werkzeuge, Gefäße und Mittel der ästhetischen Darstellung. Dieser *Gerätespeicher* hat nicht die Schwachstellen biologischer Mutation und sozialen Vergessens. Darüber hinaus ist er selbst evolutionär und spiral-dynamisch. Eine Million Jahre dauerte es von der Entwicklung einfach geschlagener Steinwerkzeuge, sog. „pebble tools“, bis zum symmetrisch geschlagenen Faustkeil. Dann aber brach sich die Entwicklung ihre Bahn: Mit der Herstellung von Werkzeugen

aus kombinierten Naturmaterialien und der zunehmenden Arbeitsteilung innerhalb der Menschengruppen beschleunigte sich der Prozess von Entdeckung, Konstruktion und Einsatz von Produktionsmitteln²⁰ und Jagdwaffen einschließlich ihrer ästhetischen Umsetzung in Skulpturen und Höhlenmalereien derart, dass er bereits innerhalb eines Lebenszyklus zu beobachten war. Es ist der Aufbruch des *Homo sapiens sapiens* vor ca. 35.000 Jahren.

Seit dieser Zeit ist es dem Individuum einer Menschengruppe möglich, evolutionäre Prozesse innerhalb seiner eigenen Lebensspanne wahrzunehmen. Da diese Bewegung außerhalb seines eigenen Organismus stattfindet, kann er sie wie ein objektives, eigenständig verlaufendes Band der Entwicklung beobachten und verfolgen. *Bewusstsein bedeutet Wissen um Evolution*. Dank des Gerätespeichers hat der Mensch einen gesicherten Anteil an diesem Wissen.²¹

Die Verdichtung der Werkzeugtypen einschließlich der Methoden landwirtschaftlicher und industrieller Produktion sowie die Beschleunigung der kulturellen Überlieferung bilden schließlich die Voraussetzungen für ein geschichtliches und mit der Entstehung der Schrift historisches Bewusstsein. Mit der Schrift hat sich ein weiterer, in diesem Falle *symbolischer Speicher* innerhalb der Menschheitsgeschichte objektiviert.

Auch das Kind wird sich seiner selbst bewusst durch die Produkte seines spielerischen und ästhetischen Handelns, ihm eröffnet sich mit der Schrift ein neues Feld objektiver Symbolik. Die im Spiel, in der Kunst und in der Schrift geschaffenen Ebenen werden selbst Gegenstand der Beobachtung. Das Kind nimmt sie in ihren Entwicklungsverläufen wahr und lässt sie zu einem gesicherten inneren Geschehen werden. Bis zu diesem Zeitpunkt war die kindliche Fantasie unaufhörlich in Bewegung. Die verbale und die innere Sprache des Kindes bestand aus Verbänden frei frottierender Silbenschiffe. Nun werden die gegenständlichen Ebenen naiver Symbolik und der Schriftsprache zu ihren Ankerplätzen. Nach den schwindelerregenden Aufbrüchen des Nervensystems und mancher Odysseen während der animistischen Entwicklungsphase verschaffen solche Orte der menschlichen Seele Ruhe und Besinnung. Wenn ein Kind sich in ein Bild oder in die Worte einer Geschichte still hineinbegibt, spürt es jene Verankerung und Re-ligio im Sein, die ihm ein unumstößliches Vertrauen in das Leben und seine autonome Fortentfaltung vermitteln können.

Symbole sind Schlüssel für das Weltverständen. Ob sie im späteren Entwicklungsgang eine, wie Ricoeur²² es nannte, „zweite Naivität“ eröffnen, hat gewiss zu tun mit der Intensität der Primärerfahrung von Re-ligio als Rückbesinnung auf den Ursprung allen Seins. Auch die Schrift kann ein solcher Schlüssel sein. Ein wunderbares Beispiel dafür ist die hebräische Quadratschrift der

Bibel. Die Juden in der Diaspora haben es stets verstanden, die Schrift als eine verbindende, virtuelle Dimension wahrzunehmen und aus ihrer spirituellen Kraft zu schöpfen.

Doch weder die Geschichte des Kindes noch die der ganzen Menschheit verlaufen in solch klaren Bahnen. So segensreich die Kooperation für die Menschen war, so sehr wurde sie schon während der ersten Hochkulturen durch selbstsüchtige Herrscher über die Zwangsarbeit versklavter Menschenmassen für Prunkbauten und die Städte ihrer Reichen ausgenutzt.²³ Zwar waren die Arbeiterinnen und Arbeiter an den Fließbändern der Fabriken des 19. und 20. Jahrhunderts keine Sklaven mehr, aber von einer freiwilligen oder gar kreativen Kooperation an ihren Arbeitsplätzen konnte keine Rede sein.

Diese Verhältnisse haben weltweit kein Ende gefunden, und auch in den modernen Technologienationen sind Fremdbestimmung, Mobbing und Entfremdung keine Seltenheit. Manchmal scheint es, als sei die Kooperation umschlungen von einem finsternen Mantel der Selbstsucht, so als wäre sie nur ein Mittel einer grenzenlosen Steigerung der Produktivität, um immer größere Warenmassen auf den Markt zu werfen. Die Dinge umgeben nicht nur den Menschen, sie beherrschen ihn und führen schließlich ein Eigenleben. Ein Mann, der beim Frühstück mit seiner Frau keinen Ton herausbekommt, sagt in der Garage das erste nette Wort zu seinem Auto. Wert und Ansehen von Menschen werden in

Geld und Aktien gemessen, an der Ausstattung ihrer Häuser und der Größe ihrer Autos abgelesen. Sachen werden personifiziert und Personen versachlicht.

Auch die Kinder leben in einer solchen verdinglichten Welt. Ihre Zimmer sind zugeschüttet mit Spielsachen, alle halbe Jahr wird aufgeräumt und ausgemistet, aber bei McDonald gibt's fürs Essen eine neue Spielfigur. Wie sollen Kinder kooperieren, wenn sie vor ein Gerät gesetzt werden, das im Einweg-Schema ihren Geschmack und Willen, ihr Gefühl und Weltbild prägt.

Das Verfängliche am TV-Video-Konsum ist die farbige, vielfältige und abwechslungsreiche Oberfläche des Mediums. Oft wird der Konsument persönlich und bedürfnisorientiert angesprochen, so dass wie ein Partner erscheint, was in Wirklichkeit eine Sache ist. Wenig Sinn hat es, dem Kind das Medium zu entziehen. Entscheidend ist, unter der dinglichen Oberfläche das anzurühren, was an kooperativer Kraft angelegt und vorhanden ist. Dafür brauchen die Menschen vor allen Dingen Zeit und jene Ruhe, die die naiven Bilder erneut zur Erfüllung bringt.

Gerechtigkeit und Selbstgerechtigkeit –

Stufe IV

Marie und Marcel gehen in die erste Klasse der Grundschule einer kleinen Stadt. Es ist Mai, und das Ende des ersten Schuljahres rückt näher. Eines Tages fehlt Marcel in der Schule. Von seinen Eltern erfährt Marie, dass er von einem Auto angefahren worden sei und nun für eine längere Zeit im Krankenhaus der zwanzig Kilometer entfernt liegenden Kreisstadt liegen müsse. Zehn Tage später kursiert das Gerücht, dass Marcel, sowieso schon leistungsschwächer als die meisten Kinder in der Klasse, durch den Aufenthalt im Krankenhaus zusätzlich gehandikapt sei und das Schuljahr deshalb wiederholen solle. Marie ist empört. „Das ist nicht gerecht!“, ruft sie aus. Und: „Das müssen wir verhindern!“

In dem Wort „gerecht“ steckt das mittelhochdeutsche Wort „rechten“, das man wohl am besten mit „richten“ im Sinne von „berichtigen“ übersetzen kann. Etwas läuft falsch, in unrichtigen Bahnen, und muss deswegen gerichtet werden. Im Spiel und in der kindlichen Zusammenarbeit entsteht eine Korrektur (Geradestellung) noch durch aktives Ausprobieren, Versuch und Irrtum oder einfache Anpassungsvorgänge. Das jeweils richtige Verhalten wird in der Situation erhandelt, und die Dinge können unmittelbar geregelt werden. Begriffe wie „gerecht“ und „ungerecht“ eignen sich nicht zur Beschreibung solcher Abläufe, sie sind aber zur Beurteilung einer Lage, in der sich zum Beispiel Marcel befindet, sehr wohl angebracht. Die Begriffe sind abstrakter als „richtig“ oder „falsch“ und können deshalb komplexere Sachverhalte und kausale Verkettungen gut erfassen. Marie erkennt, dass der Krankenhausaufenthalt ihres Schulfreundes Folgen hat: Er wird gehindert am Lernen, dadurch in seinen Leistungen weiter abnehmen und das Schuljahr wiederholen müssen. Schließlich wird sie ihn als Klassenkamerad verlieren. In der Verkettung dieser Umstände geschieht das Unrecht. Ihre kognitiven Reife und ihre Übersicht erlauben Marie, gezielte Maßnahmen zu erfinden, die das Ganze wieder in ein „rechtes Lot“ bringen können. Marcel muss besucht werden, um mit ihm für die Schule zu üben. Die allein erziehende Mutter von Marie hat nach der Schule keine Zeit. Mit dem Auto fährt sie täglich in einen anderen Ort zu ihrer Arbeitsstelle, und mit dem Bus darf Marie nicht in die Kreisstadt fahren. Deshalb sucht sie Verbündete unter ih-

ren Mitschülern und deren Eltern. Doch das Unterfangen ist komplizierter, als sie denkt: Ein Mädchen zieht es vor, zum Geburtstag einer Freundin zu gehen; in einem anderen Fall haben Eltern versicherungsrechtliche Bedenken, ein fremdes Kind im Auto mitzunehmen; wieder andere „argumentieren“, ihr Kind solle erst mal selber anständig die Schulaufgaben machen.

Marie erkennt zum ersten Mal in ihrem Leben, dass es immer „gute“ Gründe geben kann, eine gerechte Hilfeleistung zu verweigern. Immer kann irgendetwas gefunden oder erdacht werden, das die eigenen Interessen vor die der Gemeinschaft, die Selbstgerechtigkeit vor die Gerechtigkeit stellt. Ein inneres, vom Licht kindlicher Selbstorganisation und Hoffnung erfülltes Universum droht in sich zusammenzustürzen. Doch in jedem Universum gibt es auch den Zufall. Zufällig muss ein anderer Vater am nächsten Tag nicht arbeiten, und er kann mit seinem Sohn und Marie den Besuchsdienst für Marcel organisieren. Marie erfährt den Zufall wie eine Glück bringende Sternschnuppe. Aber es hätte den Zufall nie gegeben ohne ihr gerechtes Unternehmen, dem er zugefallen ist. Eine kluge Lehrerin hat ihr Verhalten später sehr gelobt und damit entscheidend dazu beigetragen, die Motivation eines gerechten Handelns zu verstärken.

Der „Gerechtigkeitssinn“²⁴ des Kindes versetzt es in die Lage, den Zufall zu durchschauen. Es erkennt in ihm unerwartete Begebenheiten, die einem notwendigen Prozess hinzufallen. Einzelhandlungen und -ereignisse werden einem gerechten „Weltverlauf“ zu- und untergeordnet. Es bilden sich Weltbilder mit einer gewissen Systematik heraus, in der bereits das kindliche Urteilsvermögen wurzelt.

Das Kind befindet sich jetzt in einer Etappe seiner Entwicklung, in deren Verlauf sein Streben nach Gerechtigkeit systemanaloge Züge annimmt. Der kindliche Gerechtigkeitssinn ist wie ein Gebäude mit vielen Zimmern, das ständig im Umbau begriffen ist. Und das Kind reagiert wie ein Hausbesitzer, wenn die Wasser- oder Stromleitungen defekt sind: Es wird so lange repariert und

umgebaut, bis alles wieder funktioniert. Doch während ein Haus irgendwann fertig gestellt sein sollte, ist die Konstruktion der Gerechtigkeit unaufhörlich in Bewegung. Ein Gebäude aus Stein oder anderen Baumaterialien mag aufwändig, verwinkelt und kunstvoll angelegt worden sein, aber es hat starre Strukturen. Auch das kindliche System der Gerechtigkeit hat Strukturen; aber was sie vor der Stabilität und Ästhetik eines noch so genial konstruierten Hauses auszeichnet, ist ihre Lebendigkeit.

Der sich selbst organisierende kindliche Gerechtigkeitssinn entspricht einem dynamischen System, das permanent im Fluss ist. Dieses System ist mitlaufendes Resultat der individuellen Entwicklung, und es ist gattungsspezifisch. So entstanden natürliches Rechtsempfinden und das Naturrecht der Völker. Ausgleichende Solidarität, der Balanceakt von Überfluss und Not und eine bewahrende Naturaneignung sind seine Besonderheiten.

Doch die natürliche Gerechtigkeit bleibt nicht unwidersprochen. Die Ureinwohner Amerikas, die mit zugerittenen Wildpferden die Büffel für die Versorgung ihrer Sippen gezielt erlegten, erlitten diesen Widerspruch, als ihnen eigens für die Kavallerie gezüchtete Pferde und für den Krieg gedrillte Männer gegenüberstanden. „Buffalo Bill“ wurde das Paradesymbol für die wahnsinnige Abschlachtung von Büffelherden zur Ausrottung urrethnischer Populationen.

Auch das Kind erlebt das Recht des Stärkeren. Was sich in unserer Beispielgeschichte schon andeutete, tritt im Verlauf der weiteren Jahre durch die Verschärfung von Leistungsprinzipien, Aussiebverfahren und Zensurenspiegel mit Macht hervor. All das hat die Wirkung eines Gegensystems, mit dem der kindliche Ge rechtigkeitssinn in Konflikt gerät.

Die selektierenden Formen schulischer Zwänge korrespondieren mit anderen Bereichen der sozialen Wirklichkeit. Menschen be kleiden sich mit Ämtern und Positionen, in die sie nicht durch Leistung oder Qualifikation gelangen, sondern durch Raffinesse und Beziehungen. Völlig aus dem Ruder geraten sind die Ab stände zwischen Spitzen- und Normalverdienern. Während sich die Reichtümer auf den oberen Rängen der Gesellschaft immens anhäufen, verarmen immer mehr Menschen selbst in den reichen Industrienationen. In Deutschland werden jährlich ca. drei Millionen Kinder gezählt, die unterhalb der Armutsgrenze leben müs sen. Hinzukommen etwa eineinhalb Millionen junge Erwachsene (18 bis 25 Jahre), die armutsgefährdet sind.²⁵

Lehrer, Erzieher, Eltern und Kinder werden in Schulen, Kinder gärten und Familien konfrontiert mit ungerechten Verordnungen, Gesetzen und Strukturen, die sich vor ihnen zu einem System aufbäumen, dem sie sich hilflos ausgeliefert fühlen. Und die Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, tun das Ihre, dieses System in ein vergoldetes Gewand zu kleiden. Wenn die Eliten

einer Gesellschaft immer wieder auffallen durch Mehrfachverdienst, Korruption und „legalisierte“ Steuerhinterziehungen, durch Vermögensanhäufungen im Ausland und undurchsichtige Geldtransfers, dann hat das auch Auswirkungen auf die unteren Ebenen. Bestenfalls sind die Menschen enttäuscht und reagieren hilflos und empört, schlechtestenfalls werden sie selber zu rücksichtslosen und selbstgerechten Menschen, die ihrerseits nichts unterlassen werden, durch die Verdrängung anderer ein Häppchen vom Tisch der Reichen abzubekommen, und wenn es nur die Brotkrumen sind, die bei allem Überfluss permanent herunterfallen.

Wir würden der Gesamtheit der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht gerecht werden, wenn wir uns auf die Kritik ihrer Negativseite konzentrierten. Mancher gut meinende Sozialkritiker hat diesen Fehler begangen und den fortschrittlichen Potenzialen der Gesellschaft wenig oder gar keine Bedeutung zukommen lassen. So wurde in der Geschichte der gesellschaftlichen Reform- und Befreiungsbewegungen die positive und erneuernde Kraft in den sozialen Systemen und im Menschen verkannt, um stattdessen auf neu formulierte Zukunftsentwürfe und Parteiprogramme zu vertrauen. Die menschliche Gesellschaft kann nur zum Guten verändert werden, wenn die ihr innenwohnenden assoziativen Kräfte von Gemeinschaft und Gerechtigkeit wahrgenommen und mit den entsprechenden inneren Bestrebungen der Menschen in einen schwingenden Zusammenklang gebracht werden.

Doch wo lassen sich diese positiven Kräfte finden? Überall dort, wo Menschen aufeinander treffen, um gemeinsam Aufgaben zu bewerkstelligen! Hier sind insbesondere alle Bereiche der beruflichen Tätigkeit angesprochen. Mit der geschichtlichen Zunahme von Komplexität in Fabrikation, Dienstleistung, Entwicklung und Forschung sind Kollegialität und soziale Kompetenz nicht nur gefragte Eigenschaften, sondern notwendige Voraussetzungen für deren Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung. Nur wenn Menschen sich gut verstehen und „Hand in Hand“ arbeiten, sind sie motiviert, etwas zu leisten, dann gehen sie gerne ihrer beruflichen Tätigkeit nach. Da die meisten Menschen den größten Teil ihres wachen Daseins mit irgendwelchen Arbeiten zubringen, dabei in der Regel nicht allein, sondern mit anderen zusammenarbeiten, hat die kollegiale Kompetenz maßgeblichen Einfluss auf die assoziative Linie der menschlichen Entwicklung.

In der Erfahrung kollegialer Bewältigung von Aufgaben und Konflikten bilden sich die sozial-psychischen Kräfte zur Abwehr sozialer Ungerechtigkeiten heraus. Arbeitslosigkeit ist deshalb nicht nur ein ökonomischer Schaden, sie ist die zentrale Ursache für eine empfindliche Störung der psychischen Entwicklung, insbesondere mit Blick auf den Gerechtigkeitssinn, der sich nur im Gemeinschaftsleben ausloten kann. Darum haben Arbeitsloseninitiativen, Gemeinschaftsprojekte, überhaupt alle Formen spontaner und gezielter Gruppenbildungen nicht nur einen sozialen,

sondern immer auch einen entwicklungspsychologischen und therapeutischen Sinn.

Die gemeinschaftliche Tätigkeit ist auch Zentrum des kindlichen Spiels. Man gewinnt den Eindruck, als wiederholte sich hier in einer konzentrierten Miniaturform alles kollegiale Schaffen der Menschen. Deshalb sind die Schul- und Klassengemeinschaften der Kinder von so hoher Bedeutung für ihre Entwicklung. Sie erfüllen nicht nur einen methodisch-pädagogischen Zweck; sie bilden Zentren aus, in denen Sehnsüchte und innere Regungen, das Gespür für ein gutes und gerechtes Miteinander in einem vielfältigen Spektrum aufeinander treffen und sich praktisch umsetzen und erproben lassen. Je mehr die Schule ein gruppenbezogenes Experimentierfeld ist, umso mehr wird sich hier das widerspiegeln, was an kollegialer Beziehung, Solidargemeinschaft und sozialer Vernetzung in der Umwelt existiert und was jedes Kind an natürlichem Gerechtigkeitssinn bereits in sich trägt.

Es gibt einen Resonanzboden für das kindliche Gerechtigkeitsempfinden, der in allen menschlichen Gemeinschaften zum Schwingen kommen kann. „Ihr seid das Brot der Welt!“, hatte Jesus den Menschen zugerufen und fasste damit den „Nährwert“ ihrer Freundschaft untereinander und der Gemeinschaft mit Gott in ein wunderbares Symbol. Dabei vertraute er darauf, dass der nach Gerechtigkeit strebende Mensch von jenem Geist ergriffen ist, der das Leben einst beseelt hat. Jesus glaubte an eine höhere

Gerechtigkeit. Er selbst wurde das Opfer menschlichen Unrechts. Doch sein Glaube trägt, und sein Geist gibt Verzweifelten Trost und Entmutigten neue Kraft.

So hat sich eine Zuversicht bewahrheitet, die die spirituelle Kraft der Gerechtigkeit selbst dann erblickt, wenn nach menschlichem Ermessen der Hoffnung alles Wasser abgegraben ist. Der Prophet Amos hielt den Machthabern und Rechtsverdrehern im Israel des 8. Jahrhunderts vor Christus entgegen: „Recht aber ströme wie Wasser und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.“²⁶ Das hebräische Wort für „Bach“ heißt *nachal* und es bezeichnet auch die Gewässer, die bei extremer Trockenheit unterirdisch weiterverlaufen. Für das menschliche Auge ist dieses Wasser ebenso unsichtbar wie das Recht für die Armen und Unterdrückten jener Zeit. Aber die Gerechtigkeit sucht sich mit spiritueller Kraft ihren Weg - nicht nur in der Welt, auch in der Entwicklung des Geistes eines jeden Kindes.



Liebe und Gleichgültigkeit – Stufe V

Gildehaus ist ein Dorf im Nordwesten Deutschlands und liegt nahe der holländischen Grenze. Das Dorf hat eine aus Bentheimer Sandstein gebaute Kirche. Gegenüber dem Seiteneingang befindet sich eine Mauer mit alten Grabplatten. Auf einer von ihnen kann man ein großes Herz entdecken, das vor vielen Jahren einmal in den Sandstein gemeißelt wurde. Es wurde nicht vollständig ausgemeißelt: Im Stein belassen wurden ein Kreuz, ein Anker und ein kleines Herz. Das große Herz - tief eingeschlagen in den Sandstein - umfasst die drei Symbole für Glaube, Hoffnung und Liebe und wird dabei selbst zum Symbol einer alles umfassenden Liebe. „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“²⁷

In der Nacht hatte es geregnet. Am nächsten Morgen sah man ein kleines Mädchen vor der Mauer stehen. Der Regen hatte aufgehört, und das Mädchen schaute unentwegt in das Herz, auf die Oberfläche des Wassers, das sich in der Nacht dort angesammelt hatte. Die Oberfläche war ruhig und still, glatt wie ein Spiegel. Das Mädchen schaute fasziniert hinein, schnitt Grimassen, lachte und freute sich. Wahrscheinlich erfreute es sich nicht an den Symbolen, Anker, Herz und Kreuz, sondern daran, was sie darüber hinaus sah: das lebendige Bild mitten in dem großen Herz. Ob sie schon wusste, dass sie es selbst war, was sie sah? Vielleicht dachte sie, es wäre jemand anders. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild“²⁸, heißt es vor der zitierten Schriftstelle.



Man ist erinnert an „Narziss“, jene Gestalt aus der altgriechischen Mythologie. Narziss war ein junger Mann, der ähnlich wie das Mädchen amüsiert in das Wasser schaute. Es war ein kleiner Tümpel in einem Wald, zu dem er, sooft er konnte, lief, um den zu treffen, den er darin sah. Ihm war nicht bewusst, dass er es war, den oder das er erblickte. Er dachte stets, es wäre jemand anders; ein guter Freund vielleicht. Es ist gut nachvollziehbar, dass er so dachte: Wenn er lachte, lachte auch der andere, und wenn er weinte, weinte dieser ebenfalls, und wenn er blinzelte, blinzelte sein Gegenüber. Es war ein Freund, der ihn da ansah, und er konnte es gar nicht abwarten, diesem „fremden“ Freund zu begegnen. So verliebte er sich in das Bild, ohne zu wissen, dass es sein Spiegelbild war. Ohne es zu wissen, hatte er sich in sich selbst verliebt.

Diese Geschichte hat den Hintergrund für den psychologischen Begriff „Narzissmus“²⁹ abgebildet. Ein Narzisst ist ein Mensch, der unaufhörlich in sich selbst verliebt ist. Aber es ist daran auch etwas ganz Natürliches, wie wir bei dem kleinen Mädchen gesehen haben. Und jeder Mensch hat einmal in den Spiegel geschaut, ohne zu wissen, dass er es ist. Jeder hat einmal einem Bild zugelächelt, von dem er schließlich dachte: „Das bist du, du kannst auch lachen wie ich, bist so traurig wie ich, du bist genauso wie ich.“ In der Regel hat der heranwachsende Mensch irgendwann gemerkt, dass er es selbst ist. Aber ist er es wirklich

selbst? Ist es nicht nur ein Spiegelbild, zudem spiegelverkehrt? Ist es nicht doch ein „geheimnisvolles Bild“? Kann man sich wirklich im Spiegel erkennen? Wie viele Jahre hat man daran geglaubt, und man glaubt es noch heute. Besonders in der frühen Pubertät hat der Spiegel einen unübersehbaren Stellenwert. Die Mädchen ziehen, bevor sie ausgehen, noch einmal schnell den Lidschatten nach und schauen noch einige Male in den Spiegel, bevor es dann wirklich losgeht. Die Jungen stylen ihre Haare, schauen das Bild im Spiegel fragend an: „Bin ich es auch wirklich, wird man mich so mögen, wie ich jetzt aussehe?“ Ein bisschen verliebt ist man schon in das, was das Spiegelbild reflektiert.

Aber irgendwann geschieht etwas – bei allen Menschen auf ähnliche Weise und oft ganz unerwartet. Es geht durch und durch, und es läuft einem den Rücken herunter, wenn man nur daran denkt, an ihn oder an sie: Man hat sich verliebt! „Du, du bist in mein Leben getreten!“ Man umarmt das Kopfkissen, schläft ein mit prickelnden Gefühlen und wacht mit den Gedanken an den Geliebten wieder auf. Etwas hat den Menschen ganz und gar aufgewühlt, innerlich aufgerüttelt; ein neues Gefühl, ungeahnte Kräfte, Schwingungen werden spürbar, die man bisher nicht kannte. Es ist ein Geschehen, das kein Bildhauer, Maler, Schriftsteller, Songtexter oder Opernkomponist in seiner Fülle adäquat erfassen kann.

Die Liebe erzeugt eine unfassbare und in ihren Dimensionen letztlich nicht messbare Kraft, die nicht nur unter Freundinnen und Freunden, Männern und Frauen zur Entfaltung gelangt. Angesprochen ist auch die elterliche Liebe und bei Groß- oder Urgroßeltern die Liebe zu den Enkeln und Urenkeln. Die Begeisterung, mit der Großeltern an der Entwicklung ihrer Enkelkinder Anteil nehmen, ist geradezu sprichwörtlich. Auch diese Liebe für die Kleinsten ihrer Familien erfasst sie vom Scheitel bis zur Sohle. Es sind die kostbarsten und schönsten Gefühle, sie sind unbelzahlbar, und niemals könnten wir sie einlösen gegen Geld. Wenn wir alles hätten, allen Reichtum und alles Ansehen dieser Welt, und hätten die Liebe nicht, so wären wir ohne Substanz, wie ein Ballon, dem die Luft ausgegangen ist, eine luftlose, schlaffe Hülle.

Die Liebe scheint vom Himmel zu fallen. Und doch hat auch sie ihren Reifeprozess, der im späten Kindesalter seinen Anfang nimmt. „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.“³⁰ Hier kommen wir dem Geheimnis der Liebe auf die Spur: Sie ist nicht ein bloßes Spiegelbild der beteiligten Personen, sondern ein Mensch kann sich in der geliebten Person auf differenzierte und oft überraschende Weise selbst erkennen. In dem der durch die Liebe vertraute Mensch sagt: „Das war nicht

gut, was du getan hast!“ oder: „So bist du auch, von der Seite habe ich dich noch gar nicht kennen gelernt!“, geschieht das, was der Spiegel nicht reflektieren kann: Die persönlichen Licht- und Schattenseiten werden offenbar. Und so kommt ein Mensch im anderen, der ihm am nächsten ist, zu sich selbst. Es ist ein Geben und Nehmen, eine Schwingung, die auch durch die Gegensätze lebt.

Im Laufe des Lebens formt sich ein progressiver Erkenntnisprozess. Wir sehen zunächst das geheimnisvolle Bild im Spiegel, dann von Angesicht zu Angesicht. „Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“ Der biblische Begriff der Erkenntnis ist identisch mit der Liebe. Wenn geschrieben steht: „David erkannte Batseba“, kann man übersetzen „David schließt mit ihr“. Jahrtausende alt ist die Einsicht, dass Liebe und Erkenntnis zusammengehören, weil ein Mensch in der Liebe den anderen und sich selbst erkennt. Hiermit ist eine Antwort auf die Frage gegeben, warum es möglich ist, dass nach anfänglichem Verliebtsein, all den aufwühlenden Gefühlen und der anschließenden Beruhigung dieser Gefühle Menschen sich noch lieben können: Sie erkennen sich im Verlaufe ihres Miteinanderdaseins, erkennen sich als einander zugehörig, weil der eine ein lebender Spiegel für den anderen ist. Und das schafft aufs neue Vertrautheit, erzeugt aufs neue Hoffnung und stärkt den Glauben aneinander und an den, der diese Liebe schenkt. Das ist die Antwort auf die Frage: Warum können Menschen 40, 50, 60 Jahre,

manchmal länger zusammen sein? Und hier liegt die Antwort auf die Frage mancher junger Leute: Wie werden wir es miteinander so viele Jahre aushalten? Es ist eben nicht ein Aushalten, sondern ein lebenslanger Prozess, der trägt, weil er Erkenntnis erzeugt, und hält, weil diese Erkenntnis stets neue Bilder produziert. Diese Bilder sind keine Kopien oder Bilder, die man sich vom anderen macht, was Max Frisch³¹ den Verrat der Liebe nannte, sie sind Ausdruck und Entwurf einer Dynamik, die die Harmonie will und den Konflikt erlaubt. Deswegen begreift man, wenn manche alte Menschen sagen: „Ich habe meinen Partner auf neue Weise lieben gelernt, habe mich sogar erneut in sie oder in ihn verliebt.“ Oder dass mancher Jugendliche sagen kann: „Ich habe zu meinen Eltern ein neues Vertrauen gefasst, weil ich ihre wahren, liebevollen Motive jetzt erkennen kann.“ Liebe ist Entwicklung. So verstanden, kann sie sich erneuern, ohne zu ermüden.

Dies veranschaulicht, dass die „Liebe“ nicht nur eine Stufe in der frühen individuellen Evolution ist, die im weiteren Verlauf von den folgenden Stufen einfach abgelöst wird. Man kann sich das Ganze vorstellen wie Stufen einer Treppe, die in sich zusammengeschoben werden kann und als psychische Gestalt lebenslang im menschlichen Organismus wirkt. Zu bestimmten Zeiten werden Elemente der Gesamtentwicklung verstärkt zum Vorschein gelangen, um mit neu erfahrenen Ereignisfeldern des Lebens zu korrespondieren, wie es die neu erwachte Liebe von Großeltern zu ihren Enkelkindern anschaulich beweist.

Zu allen Zeiten und in allen Entwicklungsphasen ist die Liebe Mitte des Lebens. Kinder und Jugendliche werden sich dessen wohl erst von dem Augenblick an bewusst, der das Begehrten für eine andere, in den meisten Fällen zuvor unbekannte Person entflammen lässt. Jetzt wird die Liebe in ihrer körperlichen und seelischen, erotischen und geistigen Ganzheit erfahren als eine Fülle, die die Mitte des Lebens so bereichert, dass alles andere nebensächlich wird. „All you need is love ...“, texteten die Beatles, und Millionen sangen es mit dem Gefühl, die ganze Welt umarmen zu können. Die Liebe bewirkt ein ozeanisches Bewusstsein.

Wenn dieses Grundbedürfnis derart allgemein und massenhaft begründet und wahrzunehmen ist, warum tritt dann die Lieblosigkeit in einer vergleichbaren Dimension hervor? Warum werden Kinder missbraucht, und warum wurde John Lennon auf offener Straße ermordet? Begriffe wie „narzisstische Kränkung“ oder „mangelnde Anpassung“ würden Antworten auf diese Fragen nur verwässern. Mag sein, dass eine übertriebene Eigenliebe psychische Probleme auslösen kann, aber der Narzissmus ist auch die natürliche Grundlage zwischenmenschlicher Liebe; denn zuerst sehe ich durch einen Spiegel ein geheimnisvolles Bild, dann aber von Angesicht zu Angesicht.³²

Wenn die Liebe zu Hass wird, ist das nicht nur ein Problem mangelnder Anpassung, sondern einer „falschen“ Einfügung in die

Verhältnisse von Unrecht und selbstgerechter Entwicklung. Die Liebe wird korrumptiert, und die Objekte ihrer Begierde werden zu Markte getragen, wenn der Mensch die assoziative Perspektive seiner Evolution aufgibt und sich auf die dissoziative Linie der Macht- und Besitzorientierung begibt. Die Werte von Freundschaft und Hingabe werden zum trügerischen Schein, hinter dem sich das metallische Antlitz einer Kainsmoral verbirgt, die jede menschliche Regung benutzen oder „legitim“ missbrauchen will.

Liebeserkenntnis und Kainsmoral – *Stufe VI*

Die Hoffnung des Menschen liegt in der Kraft von Gerechtigkeit und Liebe, die auch in seinen Schwächen Gestalt annimmt. Es ist spirituelle Kraft, Geist Gottes, der begeistert, durch den spürbar wird, dass die Liebe nicht etwas ist, das Menschen erzeugen, kaufen oder herstellen könnten. Sie wird geschenkt, eingesenkt in menschliche Seelen. Diese Erkenntnis erzeugt auf wirkungsvolle Weise Dank: für die Freundin oder den Freund, Eltern und Großeltern, für ein Kind, für Menschen an der Seite von Menschen, für die Gemeinschaft, die Gruppen, für all die, die nahe sind, auch wenn sie räumlich gesehen nicht anwesend sind.

Der Dank für dieses wunderbare Geschenk ist begleitet von erneuter spiritueller Kraft, die den Menschen durchströmt und seinen Erkenntnisprozess vertieft: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“ Die Liebe findet ihren tiefsten Grund: Gott, der den Einzelnen erkennt und in jedem als Liebe erfahrbar wird. Gott ist Liebe. Als Liebe offenbarte er sich in Jesus, der bereit

war, sein Leben für die Freunde zu geben. Er war es, der darauf bestand, nicht als „Herr“, sondern als „Freund“ angesprochen und wahrgenommen zu werden.³³ So ist Gott jedes Menschen Trost und seines Herzens Teil.

Gelingt dieser spirituelle Prozess, dann verdichtet sich die Liebe gleich einem Spiralnebel unzähliger Sterne zu einer inneren dynamischen Erkenntnis.



Doch wie in Goethes „Faust“ wohnen „zwei Seelen“ in der Brust des Menschen. Auch die Kainsmoral vermag ein beständiges inneres Repertoire auszubilden. Der bereits eingeführte Begriff

geht zurück auf den bekannten Satz der biblischen Thora: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“³⁴ Es ist die Antwort Kains auf die Anfrage Gottes nach dem Verbleib des Bruders. Und Kain sagt dies, nachdem er Abel bereits aus Eifersucht getötet hatte. Die Tat - mag sie noch so grausam gewesen sein - ist das eine, die moralische Rechtfertigung das andere Übel. Hierin hat der Bruder tatsächlich und gedanklich aufgehört zu existieren. Interpretiert man den „Bruder“ als Liebe, so ist diese beseitigt worden – verschüttet und hinabgedrängt in die dunkelsten Winkel menschlichen Seelenlebens! Die Kainsmoral bezieht ihre Kraft aus der Arroganz, im Verzicht der geschenkten Liebe die sozialen Geschicke eigenmächtig bewerkstelligen und regeln zu können.

Ein so orientierter Mensch ist gleichgültig gegenüber den Gefühlen anderer, weil er sich moralisch berechtigt fühlt, menschliche Qualitäten nach quantitativen Maßstäben zu bemessen, um sie als bloßes Mittel im Dienst eines höheren Zwecks einzusetzen. Eine besondere Problematik ist die trügerische Fassade, der Schein, der die dissoziative Moral überdecken kann. Mancher, der sich freundlich oder sachlich gibt, setzt diese Eigenschaften als Charaktermaske ein, um ein ganz anderes Kalkül zu realisieren. Ein Mädchen verliebt sich in einen Jugendlichen, der ihr in der Diskothek als cool und überlegen aufgefallen ist. Als sie später ein Kind von ihm erwartet, gibt er ihr mit derselben Coolness zu verstehen, dass sie jeder andere auch geschwängert haben könnte:

„Soll ich deines Kindes Hüter sein?“ Die vermeintliche Liebe entpuppt sich als Kainsmoral!

Die möglichen Konsequenzen liegen auf der Hand: Die Opfer verhärmten und schlagen mit gleicher Waffe bei anderen Gelegenheiten und Personengruppen zurück, oder sie erkranken an der moralischen Verzweiflung. Deshalb dürfen Wissenschaft, soziale Arbeit, Politik und Therapie nicht über den Gegensätzen stehen. Sie stehen in der Pflicht, Partei zu ergreifen und die Wege aus der Verzweiflung aufzuzeigen. Dabei haben sie nichts neu zu erfinden; sie brauchen nur zu verstärken und positiv zu bewerten, was an assoziativem Potenzial und spiritueller Kraft im Menschen schon entwickelt und vorhanden ist.

Friedfertigkeit und Feindseligkeit – *Stufe VII*

11. September 2001 – zwei Jugendliche stürmen in das evangelische Pfarrhaus. Unter dem Eindruck des Schreckens der Anschläge auf das World Trade Center in Manhattan entstand bei ihnen die spontane Idee, einen Gedenkgottesdienst noch am selben Abend zu organisieren. Nach anfänglicher Skepsis seitens des Pfarrers wurde die Idee dann aber zügig umgesetzt. Mit Hilfe einiger Telefonketten konnten überraschend viele Menschen mobilisiert werden, so dass sie abends eine volle Kirche vorfanden. An alle Besucher wurden Kerzen und kleine Zettel verteilt. Jeder, der etwas mitzuteilen hatte, brachte seine Gedanken zu Papier, zündete eine Kerze an und stellte sie anschließend auf den Altar. Die beschriebenen Zettel wurden später eingesammelt und verlesen. Der Tenor war ein tief empfundenes Mitgefühl mit den Angehörigen und den Freunden der Opfer. Zwischendurch wurden Bitten laut, dass es nicht zu Vergeltungsmaßnahmen kommen möge.

Mit den zunehmenden Lichtern der Kerzen und durch die meditative Form, in der die zahllosen Mitteilungen vorgelesen wurden, entstand eine Atmosphäre von Sensibilität und friedfertiger Weitsicht. Es wäre abwegig, darüber nachzusinnen, warum Kerzen und Gebete – wie im Falle des Aufstandes der Menschen in der ehemaligen DDR – die gewünschte Effizienz haben, und warum das in anderen Fällen nicht so ist. Aber es macht Sinn, die ausgeprägte Qualität und Spiritualität eines friedfertigen Engagements insbesondere bei Kindern und Jugendlichen zur Kenntnis zu nehmen. Effektivität und Erfolg sind offenbar nicht die Motive, die sie bewegen: Die Grundlage ihres pazifistischen Engagements ist vielmehr das Vertrauen.

Wodurch ist ein solches Vertrauen gerechtfertigt? Stehen doch Weltgeschichte und Politik, wie die Erfahrungen des Irakkrieges und seiner Folgen eindringlich zeigen, oft in schrillem Gegensatz zu humanitären und pazifistischen Bemühungen. Dieses Vertrauen lässt sich politisch wohl nicht rechtfertigen. Es speist sich aus der Quelle einer inneren Entwicklung, die von Nähe und Mitgefühl über den Sinn von Gerechtigkeit und eine psychisch gereifte Liebeserkenntnis zu einer so gewachsenen Friedfertigkeit verläuft. Die Friedfertigkeit mag korrespondieren mit einem guten sozialen Umfeld, aber sie bedarf weder einer politischen noch einer ideologischen Anleitung. Die 14. Shelljugendstudie³⁵ kommt - wenn auch vor dem Hintergrund einer wenig differenzierten Theoriebildung - zu einem ähnlichen Ergebnis

und klassifiziert humane, ausländerfreundliche und sozial-engagierte Einstellungen der Jugend als „pragmatischen Idealismus“.

Für die Entfaltung eines friedfertigen Engagements sind weder eine exklusive Schulbildung noch ein hoher Intelligenzquotient erforderlich. Das konnten Studien der „Arbeitsgruppe Jugendforschung Münster“³⁶ aufzeigen, die bei Hauptschülern aus dem Arbeitermilieu ein hohes Maß an emotionaler Intelligenz und assoziativen Einstellungen nachweisen. Am Rande einer umfassenden Feldstudie, die Jugendliche aus ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten in ihren Freizeitaktivitäten begleitete, wurden sie aufgefordert, Bilder eines psychologischen Tests zu beschreiben und auszulegen. Eine dieser Grafiken zeigt eine zusammengekrümmte, auf dem Boden hockende Person. Die Schilderungen und kurzen Erzählungen der Jugendlichen spiegeln auf überraschend deutliche Weise ihre unterschiedlichen Entwicklungsverläufe und Einstellungen wider. Belanglose und gleichgültige Äußerungen zu dem Bild charakterisieren dissoziative Tendenzen. Gelegentlich werden der auf der Zeichnung abgebildeten Person feindselige und autoaggressive Intentionen unterstellt.

Die assoziativ orientierten Jugendlichen äußern sich dagegen besorgt und voller Mitgefühl. Manche suchen nach Auswegen aus der ihnen traurig anmutenden Lage. Andere bringen ihre Besorg-

nis über die von ihnen als Not und Verzweiflung interpretierte Haltung der hockenden Person zum Ausdruck. So sagt ein 17-jähriger Schüler: „Ja, ich glaube, dieses Bild ist kein Bild von heutigen Zeiten, sondern es erinnert mich an Bilder aus einem KZ. Ja, das ist ein Junge, der ist da in dieses KZ gekommen – alleine, ohne seine Eltern, und der ist mit anderen eingeschlossen, er ist da den ganzen Tag, sitzt nur da und kann nichts machen und kann nicht spielen, er kann sich mit anderen nicht richtig unterhalten und ist ziemlich fertig in seiner Situation; und jetzt auf diesem Bild sitzt er da erschöpft an einer Bank. Ich habe den Eindruck, der Raum ist ziemlich spärlich. Ich glaube nicht, dass sich für diesen Jungen viel ändern wird in Zukunft, und ich glaube, dass er in einer ziemlich ausweglosen Situation ist. Ich halte das für ein Bild – kann man sagen – als Kinderschicksal in ‘nem KZ, was mich erinnert (Pause) –, ja.“³⁷

Das Beispiel dieses Jungen zeigt, dass die Ausbildung der Friedfertigkeit als eine psychische Qualität nicht an die formalen Standards der Intelligenzentwicklung und Schulbildung gebunden ist, was auch das Ergebnis unserer Erfahrungen im Unterricht und in der Therapie mit Jugendlichen bestätigt.

Die Studie der „Arbeitsgruppe Jugendforschung Münster“ hatte nicht das Ziel, Jugendliche mit wissenschaftlich-empirischen Methoden zu klassifizieren und sie Gruppen unterschiedlicher Verhaltensschemata zuzuordnen. Wie es keinen *guten* und keinen

schlechten Menschen gibt, so auch nicht *den* assoziativen oder *den* dissoziativen Jugendlichen. In der Regel sind die Verhaltensmuster in einem Menschen nicht eindeutig und unterliegen keinen klar gegliederten Ordnungsstrukturen. Erkennbar aber sind die Entwicklungstendenzen, und möglich sind jederzeit Orientierung und Umorientierung auf *die* Linie des Lebens, die überhaupt nur ein friedfertiges Miteinander möglich macht. Da jedes Konzept und erst recht jedes Rezept für eine pazifistische Bewegung den Keim autoritätsbezogener Vorgaben in sich trägt und sie letztlich ab absurdum führen würde, haben wir dieses Beispiel auch ausgesucht. Es zeigt auf eindrucksvolle Weise, wie assoziative Fantasie und Kreativität in jedem Einzelnen selbst zur Quelle eines humanen Engagements werden kann.

So werden die Friedfertigen - wie es in der 7. Seligpreisung³⁸ heißt - zu „Kindern Gottes“. Die Wasser der unterschiedlichen Quellen werden irgendwann zusammentreffen und auf geheimnisvolle und oft überraschende Weise Ströme des lebendigen Lebens ausbilden. Das ist Spiritualität! Sie ist kein von einem göttlichen Marionettenspieler gesteuerter Vorgang, sondern ein geistliches Geschehen, das im Zusammenfließen aller humanen Kräfte eine neue Gestalt ermöglicht.

Niemand aus der Friedensbewegung hätte Mitte der achtziger Jahre die umwälzenden Veränderungen, die eine kurze Zeitspanne danach auf der Welt stattfanden, prognostizieren können. Da-

bei waren sie alle – jeder Einzelne – daran beteiligt! In einem Vortrag vor der „Akademie der Wissenschaften beim Zentralkomitee der KPdSU“ hatte Michail Gorbatschow – selbst Symbol des neuen Bewusstseins – seine Initiative einseitiger Abrüstungsvorgaben mit dem Hinweis auf die Massenhaftigkeit und Qualität der westeuropäischen Friedensbewegung begründet und später in seiner Partei, seinem Land und in der Welt durchsetzen können. Die Wasser unzähliger Quellen – manchmal nur Rinnale – waren zusammengeströmt und bewirkten auf friedliche Weise eine Veränderung der Welt, die durch jedes andere Mittel zur Durchsetzung militärischer Abrüstung in ihren sicheren Abgrund gerissen worden wäre.

Universalität und Dominanz – *Stufe VIII*

Schon oft stand die Erde am Rande des Abgrunds. Verwüstung und Massenmord haben ihr Gesicht im Laufe der Geschichte der Militär-Imperien geschunden und zerfurcht. Die Wunden heilen, doch die Narben der Geschichte bleiben, und man hört nicht auf, der Welt neue Verletzungen zuzufügen. Doch wer oder was ist



dieses ominöse „man“, das so viel Leid und Grauen über diese Erde bringt? Das letzte Buch der Bibel, die Apokalypse des Johannes, vergleicht es mit einem grauenvollen, mehrköpfigen Tier und gab ihm den Namen 666.

Die Apokalypse war u. a. eine Geheimschrift gegen das römische Imperium, deren Codes nur schwer zu entschlüsseln sind. Einen Zugang liefert das hebräische Alphabet: Hier gelten Buchstaben gleichzeitig als Zahlen, und der 6. Buchstabe in diesem Alphabet sieht nicht nur aus wie ein Haken, er heißt auch so. Man ist erinnert an den Dreizack

Neptuns, an Nägel, mit denen etwas oder jemand ans Holz geschlagen wurde, oder an die Haken des Kreuzes, das zum Zeichen der größten Vernichtungsmaschinerie der Weltgeschichte geworden ist. Die Symbolik des Markigen und Zackigen bringt das auf den Punkt, was Johan Galtung „strukturelle Gewalt“ genannt hat. Nie hat ein Einzelner – kein Cäsar und kein Diktator – das verzweigte und vernetzte System menschlicher Gewalt erdacht und konstruiert, kein Tribun war allein verantwortlich für die menschliche Militärwalze römischer Legionen. Befehlshaber können nur existieren, wenn die Bereitschaft zum Gehorsam da ist.

Was sind die Gründe für einen solchen Gehorsam? Wieso verpflichten sich junge Menschen freiwillig für eine militärische Ausbildung, die immer der Vorbereitung von Kriegseinsätzen dient? Der amerikanische Sozialforscher David Mantell ist diesen Fragen in einer Studie über Kriegsfreiwillige³⁹ nachgegangen und sieht die Motivation ihres Verhaltens im familiären Milieu und in den autoritär-gefühlsarm vermittelten Beziehungen begründet. Es fehlt bei ihnen eine tiefen, freundliche und ungezwungene Gefühlsbeziehung zu den Eltern und anderen Familienangehörigen. Das Familienleben verläuft routinemäßig, kalt und mechanisch. Die Mehrzahl der Eltern verbietet „ihren Söhnen, Zärtlichkeit und Gefühle zu zeigen (das entspricht dem Wert der emotionalen Robustheit). In diesem Zusammenhang ist sehr wichtig, daß die Väter ihre persönliche Bequemlichkeit für un-

verletzlich hielten und daher ihren Söhnen kategorisch untersagten, sie zu stören.^{“⁴⁰} Dieses innerfamiliäre Gefühlsvakuum weitet sich auch auf weitere Beziehungen aus: Andere Menschen spielen eine unwichtige und periphere Rolle in ihrem Leben. Obwohl sie gesellig sind und viele Menschen kennen, sind gefühlsmäßige Bindungen an andere eher eine Nebensache.

Spannungen innerhalb der Familien realisieren sich gemeinhin in der Verschlechterung der Mutter-Sohn-Beziehung bei gleichzeitiger Anerkennung der väterlichen Autorität durch das Kind und den Jugendlichen. Eine solche Beziehungsentfremdung des Jungen zur Mutter in der Konstellation paralleler Vateridentifikation zeichnet bereits die Charakteristik des Autoritären in der Form der Nichtbeachtung und/oder Unterdrückung des physisch Schwächeren vor. Mantell selbst spricht in diesem Zusammenhang von „wachsender Selbstbehauptung“^{“⁴¹} gegenüber der Mutter. Die Normen und Werte, die den jungen Kriegsfreiwilligen innerhalb des Sozialisationsraums ihrer Familie zuteil werden, sind deutlich dissoziativ. So besteht die durchgängige Tendenz, den Kindern eine beständige Orientierung auf Handlungsnormen eines selbstprofilierenden Karrierismus und individuell-leistungsbezogenen Strebens zu vermitteln. „Keiner der Eltern hemmte den Ehrgeiz seines Sohnes, in dem er sich geringsschätzig über ihn äußerte oder ihn lächerlich machte. Im Gegenteil, einige der Väter und Mütter legten ein geradezu ‘streberisches’ Verhalten an den Tag, indem sie ihre Söhne wiederholt aneifer-

ten, sich hohe Ziele zu stecken. Viele ermutigten und unterstützten ihre Kinder bei der Verwirklichung ihrer Ambitionen. Wieder waren es formalistische Aspekte, die die Vorstellung der Eltern vom guten Verhalten in der Schule prägten: ihre Kinder sollten gute Noten bekommen und in der Schule nicht unangenehm auffallen.^{“⁴²} Die Intention, karrieristische Bestrebungen zu fördern, vermischt sich notwendig mit einer Erziehung zur Kritiklosigkeit und autoritären Unterwürfigkeit.

Auch auf den nichtmilitärischen Ebenen der Gesellschaft ist das karrieristische Streben Motor und Antrieb dominanter Verhaltensmuster. Dieses Streben wird durch die Bürokratisierung der Welt entscheidend mitverursacht und vorangetrieben. Bürokratien haben die Eigenschaft, aus sich selbst immer mehr und feingliedrigere Hierarchieebenen zu erzeugen. Hierarchien erfüllen einen doppelten Zweck: Sie sichern Macht und stiften selbst Untergebene an, nach ihr zu streben. Je vielschichtiger eine Hierarchie ist, umso mehr Möglichkeiten bestehen für größere Menschengruppen - wenn auch in kleinen Schritten - „Karriere“ zu machen. Da auf dem Weg nach oben die Anzahl der aufsteigenden Personen kontinuierlich abnimmt, nehmen Konkurrenz- und Machtkämpfe raffiniertere und schärfere Formen an. Es gibt aber eine Möglichkeit der Machterweiterung ohne Aufstieg, indem die Anzahl der untergegebenen Personen erhöht wird. Ein Abteilungsleiter organisiert Beschäftigung und lässt neues Personal einstellen. Möglicherweise liegt hier eine Erklärung des Parkinsonschen

Gesetzes bürokratischer Selbstaufblähung. Verwaltungsrechtlich und -ökonomisch sind eine solche Entwicklung und die damit verbundene Kostenexplosion in Ministerialbehörden, Versicherungsgesellschaften und im Gesundheitswesen nicht zu begründen. Während auf den unteren Ebenen - bei „kleinen“ Arbeitern und Angestellten, Rentnern und Arbeitslosen - gespart wird, wird das Dominanzstreben auf den mittleren und Führungs-Ebenen staatlicher und insbesondere privatwirtschaftlicher Bürokratien finanziell hervorragend unterfüttert.

Das Gefälle wird steiler und die Machtkämpfe nehmen an Härte zu. Durch Anpassungszwänge nach oben und Druck nach unten entsteht eine gefährlich brodelnde Energie, die die unterschiedlichen Schichten des Hierarchiegefälles auf Abstand hält. Durch diese Mechanismen werden unüberschaubare Potenziale sozialer Energien gebunden und negativ umgewandelt – Energien, die der Mensch für seine Heilung und die Erde für die Resurrektion ihrer niedergeschlagenen Natur dringend benötigen!

Doch die Kapitalströme werden von den selbst ernannten Globalplayern in den Vorstandsetagen der mächtigen Weltkonzerne nur nach den Maßstäben maximaler Gewinnausbeute gelenkt. Die Grenzen von Rechtmäßigkeit und Illegalität verschwimmen dabei zusehends. Millionen von Kleinanlegern wurden durch den Zusammenbruch der zweitgrößten Telekomgesellschaft der USA in den Strudel mit hinabgezogen. Die Katastrophe wurde ausge-

löst durch mehrfache Bilanzfälschung. Das Beispiel verdeutlicht auch die andere Seite der Medaille: Eine zunehmende Anzahl von Durchschnittsverdienern beteiligt sich an der Spekulation mit Wertpapieren und unterliegt dabei der Illusion, am globalisierten Weltgeschäft aktiv beteiligt zu sein.

Die ökonomischen Fakten und ihre massenmediale Verstärkung bleiben nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung von Jugendlichen. Die bereits erwähnte 14. Shell-Jugendstudie nimmt bei ihnen eine erhebliche Zunahme formal-karrieristischer Orientierungen wahr. Andererseits zeigt die Studie auch, dass eine Tugend wie die Treue nicht aus der Mode gekommen ist. Soweit „Treue“ sich nicht nur auf den privaten Erlebensraum beschränkt, liegt hierin ein durchaus hoffnungsvoller Ansatz. Denn wer im Geringsten treu ist, der ist es auch im Großen. Jede globale Veränderung zum Guten trägt ihren Keim im Selbst des Menschen. Universales Handeln setzt deshalb voraus, dass der Mensch wieder zu sich selbst, zum Wesen seiner Seele findet. „Was hilfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“⁴³ Um dies zu veranschaulichen, zitieren wir im Folgenden einen Bericht aus dem Buch „Die neun Quellen des Glücks“:

„Mit 17 Jahre trampete ich nach Süddeutschland und schließlich nach Frankreich. Ich erinnere mich daran, dass ich einmal von einem Lastwagenfahrer mitgenommen und abseits der großen Straßen - in Frankreich gab es auf der Strecke noch keine Autobahn - südlich von Lyon abgesetzt wurde. Ich landete irgendwo in den Ausläufern des Massif Central. Es war eine ganz kleine Straße, die sich da durch das Gebirge wand, und es war unerträglich heiß

an jenem Tag. Ich lief und lief immer Richtung Nimes, aber bis dahin waren es bestimmt noch ungefähr 250 Kilometer. Ich dachte: „Was ist, wenn du jetzt verdurstest oder verhungerst? Die zwei, drei Päckchensuppen von der Mutter werden ganz bestimmt nicht ausreichen. Was ist, wenn dich keiner mitnimmt, zumal weit und breit kein Auto zu sehen ist?“ Es wurde dunkel, und ich dachte mir: „Ich muss wohl aufgeben, um diese Zeit wird kein Auto mehr kommen.“ Und dann hörte ich ein Geräusch wie von besonders lauten Grillen. Aber es waren keine Grillen, sondern es war die Bewässerungsanlage einer großen Apfelplantage. „Gott sei Dank, Äpfel; wenigstens etwas zu essen!“ Dann legte ich mich auf meine Plane, die Decke darüber und sah in den klaren Sternenhimmel. Ich hatte ganz schön Angst, wie es weitergehen würde. Aber dann dachte ich: „Lieber Gott, wenn du nur da bist, du wirst mich schon behüten, du hast mir auch die Äpfel gegeben, und jetzt geht es mir schon wieder ganz gut.“ Und natürlich ging es weiter: Am nächsten Tag nahm mich jemand mit und ließ mich bei einem kleinen Straßencafé raus. Es gab kaum Leute, aber ich schmecke noch heute den wunderbaren Orangensaft, den ich mir mit meinen letzten Centimes bestellte.

Tage später kam ich nach Perpignan in Südfrankreich. Dort nahm mich jemand mit in Richtung Spanien. Die Straße windet sich hier über Serpentinen immer höher, schraubt sich förmlich empor, und man sieht irgendwann hinab auf das Mittelmeer.



Es war ein wunderbares Erlebnis; nie zuvor hatte ich so etwas Schönes gesehen. Grenzenloses Blau, seine Farbnuancen zwischen Meer und Himmel am Horizont, die verschiedenen Tiefen der Farben im Meer – Grün, Türkis, Blau. Schon bald führte die Straße von der französisch-spanischen Grenze aus wieder hinunter zu den Ausläufern der südlichen Pyrenäen. Ich landete schließlich in einem kleinen Fischerort mit Namen Llanca an der Costa Brava. Damals gab es kaum Touristen, die kleinen Buchten waren menschenleer, und in einer dieser Buchten hielt ich mich einige Tage auf. Einige Fischer waren in der Nähe und flickten ihre Netze. Die einzige Urlauber-Familie, die es gab, kam aus Deutschland, und sie leih mir eine Taucherbrille. Beim Tauchen fühlte ich mich wie in einem riesigen Aquarium: klares Wasser, Pflanzen, Fischschwärme, die dazu einluden, mit ihnen hineinzu tauchen in die Grenzenlosigkeit und Tiefe des Meeres. Gleichzeitig fühlte ich mich unter der silbernen Wasseroberfläche getragen von einer Ruhe, die nur vom eigenen Atem unterbrochen wurde. Und dann entdeckte ich die Muscheln. Mit meinem Taschenmesser machte ich sie los und tat sie in eine Dose. Am Strand setzte ich sie auf meinen kleinen Spirituskocher. Im kochenden Meerwasser gingen die Muscheln auf, In dem Moment, als ich die Muscheln aß und meine Gitarre neben mir sah, sagte ich mir: „Nichts kann dir jetzt mehr passieren. Du wirst dich immer selbst versorgen können, sei es durch das Gitarrespielen in den Touristenorten, durch das Geld, das dir die Leute für die Musik geben, sei es durch die Muscheln, die man im Meer kostenlos findet und essen kann.“ Ich fühlte mich frei und glücklich. Das Glücksgefühl war unbeschreiblich. Ich spürte meine eigenen Kräfte und einen tiefen inneren Glauben an Gott, seine Schöpfung und die Möglichkeiten der Selbstorganisation. Jedes Lebewesen kann sich selbst organisieren. Wir Menschen haben diese Fähigkeit von Geburt an bis ins hohe Alter.“⁴⁴

Im Gegensatz zu einer fremdorganisierten, dominanten Globalisierungspolitik bedeutet Selbstorganisation, dass die Menschen im Vertrauen auf die ihnen geschenkte Kraft ihre verschiedenen Fähigkeiten und Begabungen in einer übersichtlichen und dynamischen Vernetzung gemeinschaftlich umsetzen. Während der Präsidentschaftsära von Bill Clinton sind Millionen Arbeitsplätze geschaffen worden durch Betriebe im Bereich der Neuen Technologie, deren Belegschaftsgrößen nur 10 bis 20 Personen umfassten. Gewiss haben die Giganten viele von ihnen niederkonkurriert, absorbiert, Patente aufgekauft, um sie selbst zu verwer-

ten oder aus dem Verkehr zu ziehen. Aber auch Giganten gehen unter, wie die Geschichte lehrt, und das Wort von Gustav Heinemann: „Die Herren dieser Welt gehen, aber unser Herr bleibt“, ist von großer Weisheit. Schon jetzt ist absehbar, dass weder die Wirtschaftsmagnaten noch die Großmächte die Welt aus ihrer Krise führen können. Die universelle Hoffnung liegt in den unzähligen, oft ganz kleinen Projekten dieser Welt, in denen Menschen zusammenwirken, um ihr Leben in gegenseitiger Annahme zu bewerkstelligen, wo ein anderer Geist als der von Macht- und Geldgier weht.

Es ist ein Zeichen der Hoffnung, dass es mittlerweile eine ganze Anzahl weltweit engagierter Vereinigungen gibt - der Club of Budapest ist dafür ein hervorragendes Beispiel -, die diese Projekte und Initiativen bekannt machen. Sie können dabei behilflich sein, dass unter ihnen Verbindungen hergestellt, Netze geknüpft werden, die nicht starr sind, deren Verknüpfungspunkte so flexibel und variabel sind, wie es dem Fluss des Geistes selbst entspricht. „Ob es darum geht, Menschen in Äthiopien zu helfen, schnell nachwachsende Rohstoffe für den Regenwald zu erschließen oder mittellosen Frauen in Bangladesch die Möglichkeit zu geben, Mode für den internationalen Markt zu produzieren oder von Deutschland aus einen internationalen Manager-Verband für umweltbewusste Unternehmensführung zu schaffen - immer geht es darum, durch ganz konkretes Handeln zur Lösung von globalen Problemen beizutragen. Die Projekte greifen

punktuell, ohne kurzlebig zu sein. Sie setzen auf eine nachhaltige Entwicklung.“⁴⁵



Transzendenz und Tyrannie – *Stufe IX*

Jeder Idealist, der von einer besseren Welt träumt und alles in seiner Kraft Stehende dafür tut, erlebt Enttäuschungen. Manchmal sind diese so einschneidend und schwer zu ertragen, dass der Mensch unter ihrer Last zerbräche, wenn er nicht die Erfahrung einer inspirierenden Energie machen würde, die ihm wieder auf die Beine verhilft. In der Finsternis des Gestapo-Gefängnisses dichtete Dietrich Bonhoeffer die Verse: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“⁴⁶ Wer nur auf die eigene Kraft baut, der wird - auch auf der assoziativen Entwicklungslinie - Glück nur als einen Zustand wahrnehmen können, in dem alles Geschehen im Licht des Erfolgs erscheinen muss. Der Misserfolg wird ihn lämmen oder aus der Bahn werfen. Aber auch der erfolgsverwöhnte Mensch büßt sein Glück ein: Es verschleißt sich durch Gewöhnung, und der Blick wird mit der Zeit getrübt wie bei einem Menschen, der zu lange in die Sonne starrt.

Andererseits präzisiert die Finsternis die Wahrnehmung des Lichts. Man kennt den Effekt: Nachdem sich die Augen an die

Dunkelheit gewöhnt haben und die Jalousie am Fenster einen Spalt breit geöffnet wird, sind die Lichtschlitze überdeutlich, fast grell wahrnehmbar. Die Seele strebt gerade in finsternen Momenten nach dem Licht, das vor dem dunklen Hintergrund mit neuer Kraft erstrahlt. Wer das weiß, verliert das Vertrauen auch in dunklen Zeiten nicht. Das Leben eines jeden Menschen auf dieser Welt – egal, wo er lebt, in welcher Armut oder in welchem Reichtum – wird begrenzt von hereinbrechenden Krankheiten und von der Realität des Todes. Der Tod eines geliebten Menschen kann einem den Boden ebenso unter den Füßen wegziehen wie unwillkürlich auftretende, früher nie gekannte Todesängste. Das Leben erfährt eine jähne Wende, wenn man sich mit einem Herzinfarkt im Krankenhaus wiederfindet oder plötzlich von nicht nachlassenden Schmerzen geplagt wird. Wie ein Drogenabhängiger die Fessel der Droge fühlt, so spürt der erkrankte Mensch die Abhängigkeit von Leid und Schwäche. Die Frage, die ihn von nun an beschäftigt, lautet: „Wie kann ich mich befreien von den quälenden und bedrohlichen Zuständen des Körpers und der Seele?“

Im Zusammenklang von Erfahrung und Glauben entspringt die Tiefe des Vertrauens, dass der Mensch auch in der Finsternis getragen ist und nie tiefer fallen kann als in Gottes Hand. In seinem Kosmos geht nichts verloren. Eine Frau, deren geliebter Mann gestorben war, erzählte uns: „Es ist seltsam, aber mich zieht es jeden Abend zum Friedhof. Am Anfang redete ich mir ein, ich

könnte meinen Mann dort finden. Ich weiß, dass er an diesem Ort nicht ist. Und doch habe ich das Gefühl, ihm ganz nahe zu sein. Es gibt dort eine kleine Bank in der Nähe seines Grabes, auf der ich in der Abenddämmerung manchmal sitze. Man hört nur die Vögel, die zur Nachtruhe in die Bäume auf dem Friedhof zurückfliegen. Sonst aber ist es ganz still. ‘So wie die Vögel jeden Tag zurückkehren, so ist auch mein Mann heimgekehrt’, dachte ich. In dieser Ruhe empfinde ich manchmal ein unendliches Verbundenheitsgefühl, das mir die Sicherheit gibt, dass er lebt. Ich erinnerte mich daran, was der Pastor am Grab gesagt hatte: ‘Wer an Jesus glaubt, der wird nimmermehr sterben.’ Nimmermehr sterben ...“

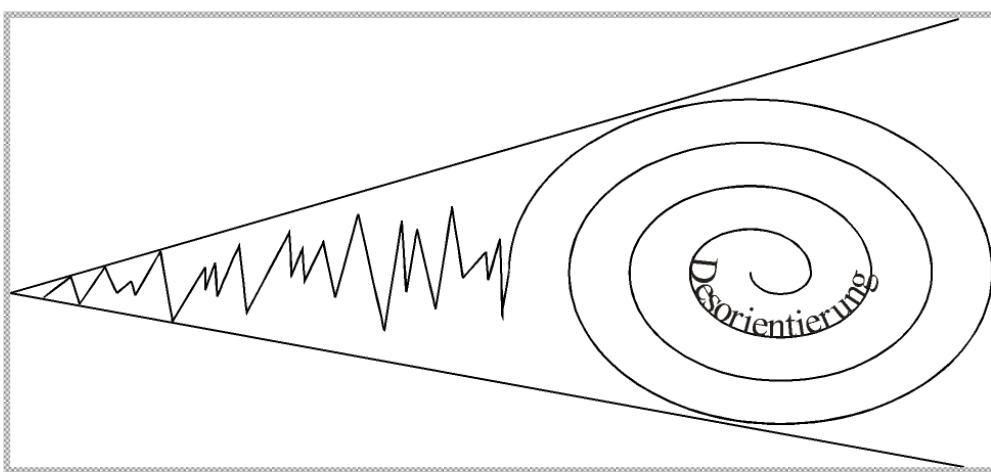
Gewiss, wer einen Menschen wirklich liebt und ihn dann verliert, den wird die Trauer das ganze Leben lang begleiten. Die Alternative wäre, erst gar nicht zu lieben. Aber was ist das Leben ohne die Liebe? Die Trauer darf nur nicht zu einem Kokon der Zeit werden, der den Menschen ganz und gar mit Finsternis umhüllt. Die Trauer ist ein Prozess, in dem ein Gefäß verborgen ist, das im Verlauf der Sehnsucht vom Licht der kosmischen Verbindung erfüllt werden kann. Damit wird die menschliche Erfahrungsdimension von Raum, Zeit und Bewegung überschritten. In dieser Transzendenz (aus dem Lateinischen „transcedere“ = überschreiten) erfährt der Mensch das Göttliche als eine Kraft, die im Ewig-en wirkt.

Die Allgegenwart des Geistes Gottes impliziert die Beständigkeit des Lebens, das durch ihn geschenkt ist. „Führe ich gen Himmel, so bist du da; bittete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da.“, heißt es im Psalm 139, und dieser Erkenntnis folgt der Dank: „Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin.“⁴⁷

Dieser Dank ist dem egozentrisch-dominanten Persönlichkeitstyp fremd. Wenn überhaupt, dann dankt er sich selbst und ist damit immer auf sein kaltes Ich zurückgeworfen. Sein Handeln ist eigenmächtig und das Leben anderer ihm zum bloßen Mittel geworden. Auch wenn er fremdes Leben nicht beseitigt hat, gleicht sein Herz einer Mördergrube. Weil er andere kontrollieren will, darf er sich keine Blößen geben und muss sich selbst unter Kontrolle halten. Der tyrannische Mensch vereinsamt zusehends, weil der Großinquisitor im Innersten seines Wesens ihm jede menschliche Regung verbietet. Und das bestgehütete Geheimnis des Großinquisitors sind die Wunden und Süchte, die er sich selbst zugefügt hat. Der tyrannische Mensch ist der Durchmarschierer im Leben. Aber nie wird seine Seele jene Ruhe der Frau finden, die sagt: „Ich habe meinen Liebsten gespürt, und im Strom des göttlichen Geistes sind wir für immer vereinigt.“

Leben im Widerstreit – Desorientierung

Das Leben verläuft in Widersprüchen. An seinem Anfang ist das relativ unproblematisch. Noch kann das Kind in den Gegensätzen hin- und herpendeln, da weder die assoziativen noch die dissoziativen Entwicklungsverläufe feste Formen in seiner Seele angenommen haben. Im Laufe der Jahre aber klafft die Schere auseinander, und die Passage von der einen zur anderen Seite wird schwieriger und mühseliger. Sind im frühen Jugendalter die Orientierungsmuster nicht ausgereift, wird die Gefahr, zu entgleisen und unter die Räder der gegensätzlichen Entwicklungstendenzen zu geraten, bedrohlicher.



Im Verlaufe der Entwicklung wird die geschenkte organische Energie sozial gebunden. Entgleist die Entwicklung, so verwir-

belt die Energie und nimmt negative und chaotische Formen an. Der Mensch schlägt um sich wie ein hospitalisiertes Kind. Diese Aggressivität ist desorientiert, weil sie sich weder vorsätzlich noch gezielt gegen Sachen oder Personen richtet.

Der aggressive Mensch gerät nun in einen weiteren Konflikt mit den inneren Gesetzen seines Gewissens - seines Überichs - oder mit denen der äußeren Staatsgewalt. Deshalb sucht sich die desorientierte Aggressivität ihren Weg gegen das eigene Selbst. So begründet sich desorientierte Autoaggressivität, die ihrerseits unterschiedliche Formen psychischer Krankheiten auslöst. Die klassische klinische Psychologie hat *neurotische*, *psychotische* und *depressive* Formenkreise definiert und darunter die Erkrankungen des Seelenlebens subsumiert.

Die Neurose ist ein Ausdruck des Scheiterns auf der machtorientierten, dissoziativen Erfolgslinie. Viele Menschen werden in die Knie gezwungen, weil die Zahl der Konkurrenten groß und die Machtkämpfe hart sind. Wenn auf „normalem“ Weg nichts mehr geht, wird das Plateau, von dem aus operiert werden kann, nach unten verschoben. So müssen Vereinskameraden, Nachbarn oder die Familie dafür herhalten, die Machtgier zu befriedigen. Aber auch hier ist der Vorrat an Untertanen nicht unerschöpflich, und an ihrem Widerstand kann der neurotische Mensch erneut zerbrechen. Das unterste Plateau, von dem Macht ausgeübt werden kann, ist die Krankheit. Durch sie ist der Mensch erneut im Mit-

telpunkt: Er wird behandelt, gepflegt, bedauert und besucht. Die Erfahrung, dass über diesen Zustand Menschen in Schach gehalten werden können, verleitet den Neurotiker dazu, auf tyrannische Weise seine Krankheit zu pflegen und ihre Symptome auszuweiten. Der verkleidete Napoleon, der in der Psychiatrie seine Mitpatienten drangsaliert, ist eine Karikatur, die das Wesen der Neurose enthüllt. Dieses besteht darin, auf komplizierten Umwegen doch noch Macht ausüben zu können.

In der Psychose haben Emotionen, Wünsche und Gedanken ihren seelischen Mittelpunkt verloren. Der Widerstand gegen eine kalte und gegensätzliche Welt ist verebbt. „Aber mehr als das hat der Psychotiker Schwierigkeiten zu verstehen, wer er selbst als Subjekt ist, als Person, mit seinem eigenen Körper und als gesellschaftliches Individuum. Ausdruck davon ist die ständige Präsenz einer psychotischen Angst, der beklemmenden Angst vor dem Verlust des Zentrums und der Kontrolle über sich selbst und seine eigene Welt. Man kann sagen, daß der Psychotiker in gewissem Maße die Koordinaten seiner selbst verloren hat.“⁴⁸

Die Angst vor Menschen und unerwarteten Ereignissen wird so groß, dass nur noch der Rückzug aus den sozialen Beziehungen in eine Mininaturwelt bleibt, die nach und nach konstruiert wird. Diese ist keinesfalls mit einer traumhaften einsamen Insel vergleichbar, sondern eher mit einer Einöde, in der sich auch Gestalten Zutritt verschaffen, die Angst einflößen und Ratschläge erteilen.

len, denen man besser nicht folgen sollte. Eigentlich wollte sich der Mensch in all seiner Verzweiflung einen kleinen Raum in seiner Seele einrichten, um sich hier einzunisten und vor den Zugriffen der Umwelt zu schützen. Doch die Angst schleicht sich auch in diesen Raum ein und nimmt gelegentlich grauenvolle Formen an. Sie vermischt sich mit der paranoiden Angst, dass andere die geheime Welt entdecken und ihm dieses letzte Refugium wegnehmen könnten.



In der Therapie erzählte ein Mädchen, sie hätte von Zeit zu Zeit eine Party angesetzt, zu der sie ihre Freunde eingeladen hatte. In ihrer Wirklichkeit waren diese „Freunde“ Puppen und andere Spielfiguren, denen sie in ihrem Zimmer feste Plätze zuwies und in ritualisierter Form Essen und Getränke auftischte. Sie sprach mit ihnen, redete auf sie ein, als wären es lebendige Menschen. Jede der Figuren hatte bestimmte, von ihr definierte Charaktereigenschaften. Aber von einem Moment zum anderen konnte das Szenario bedrohliche Formen annehmen: Ein alter Teddybär raunte sie an: „Wir wissen, dass du uns verraten hast. Du hast noch einen Ausweg. Du kennst diesen Weg!“ Zwei Puppen kicherten verlegen in sich hinein. Eine andere Stimme hörte sie vertraulich sagen: „Wir wollen dir ja helfen, schließlich sind wir deine einzigen Freunde. Aber bei all dem, was wir gehört haben, bleibt wohl nur noch dieser eine Weg ...“

Tatsächlich schnitt sich das Mädchen einige Zeit danach die Pulsadern auf. Sie hatte sich in ihrem Zimmer, das sich im dritten Stock eines Mehrfamilienhauses befand, eingeschlossen und sich aus dem zur Straße liegenden Fenster gelehnt. Das Blut tropfte von oben herunter. Irgendjemand musste es gesehen haben, der die Rettung des Mädchens veranlasste. Erst im Verlauf zahlreicher Gespräche, während deren das Mädchen wieder einen Zipfel menschlichen Vertrauens zu fassen bekam, war es in der Lage, über ihre psychotische Welt zu reden. Irgendwann war das Eis geschmolzen, und sie erkannte, dass die Geister, die sie rief, nur

die verwandelten Abbilder der Realität von Mobbing, Verrat und Hinterhalt waren, die sie in ihre Desorientierung und psychische Verzweiflung getrieben hatten. Während einer dieser Zusammenkünfte hatte das Vertrauen gesiegt. Vielleicht war es nur ein Augenblick, der ihr Innerstes erleuchtete. Sie weinte Tränen von Abschiedsschmerz und Freude: „Jetzt kann ich die Figuren begraben, weil ich weiß, dass in mir ein Geist lebt, der mich wirklich lieb hat. Und ich weiß, dass ich auch den Menschen wieder neu begegnen kann.“

Der Weg für eine assoziative Neugeburt ist damit eröffnet.

Spirituelle Psychosomatik

Alle Menschen unterliegen im Widerstreit des Lebens seelischen Belastungen und nicht immer bemerken sie, wenn ihre Seele krank wird. Hinzu kommt die Scham, eine seelische Störung vor anderen und vor sich selbst einzugehen. Die psychische Krankheit wird verdrängt. Aber damit ist das Problem nicht gelöst; im Inneren wühlt und rebelliert das Verdrängte, und die Seele hört nicht auf, Schaden an sich selbst zu nehmen. Zu einem Zeitpunkt des inneren Verlaufs der Erkrankung – und dieser Zeitpunkt tritt bei den Menschen je nach Konstitution früher oder später auf – wird der Körper in Mitleidenschaft gezogen, und das schwächste Glied der somatischen Kette reißt. Die Offensichtlichkeit der körperlichen oder somatischen Erkrankung ist zeichenhaft: Der Körper bringt zum Ausdruck, was an psychischem Leid ignoriert worden ist. Es ist so, als wolle der Körper der Seele zu Hilfe eilen, um ihr Gebrechen sichtbar zu machen. Die klinische Psychologie hat hierfür den Begriff „somatisches Entgegenkommen“ kreiert.

Diese „Hilfe“ ist auch deshalb notwendig, damit die Schamgrenze weiterhin unverletzt bleibt: Eine körperliche Krankheit ist gesellschaftlich anerkannt, während es die seelische in der Regel

nicht ist. Die Konsequenzen sind im wahrsten Sinne des Wortes „einschneidend“; denn oft reißt die Körperkette an einer Stelle, die nur schwer wiederherzustellen oder – wie bei schweren Krebserkrankungen – irreparabel ist. Die Psychosomatik analysiert diesen Zusammenhang von Seele und Körper und trägt dazu bei, dass Menschen ihre seelischen Verletzungen und deren Auswirkung auf ihren Körper erkennen und geeignete therapeutische Maßnahmen ergreifen. Die seelischen Gebrechen sind keine Schande; jeder Mensch auf dieser zerstrittenen Welt hat auf die eine oder andere Weise mit ihnen zu tun.

Die folgende Heilungserzählung soll das Gesagte veranschaulichen, und sie ist wahrhaftiger als alle Theorie:

Menschen sind in einem Raum; eng stehen sie beieinander. Es sind viele, und der Raum ist klein. In den Häusern des Südens ist es nicht so hell wie bei uns. Die Fensterluken sind zum Schutz vor dem einfallenden Licht und der Hitze oft geschlossen. Es ist vielleicht nicht ganz dunkel, aber doch recht düster. Es herrscht Stille im Raum. Die Menschen erfahren die Kraft der Heilung, die von Jesus ausgeht. Auf einmal wird die Stille durchbrochen von Geräuschen auf dem Dach. Irgendjemand macht sich daran, die Dachziegeln aufzubrechen, Lehm wird abgetragen, Bambusrohre werden aufgebrochen. Licht fällt hinein, immer größer wird die Öffnung; ein Lichtschacht bricht sich nach unten durch. Mitte hinein wird auf einer Trage ein Mann heruntergelassen – zu

Jesu Füßen! Das Licht fällt auf den Kranken. Er ist gelähmt und außer Stande aufzustehen. Freunde haben ihn über das Dach hineingebracht, da es auf normalem Weg kein Hineinkommen gab. Jesus wendet sich dem Gelähmten zu. „Deine Schuld ist dir vergeben“, sagt er. Der Mann regt sich, bewegt sich. Langsam kommt er nach oben; er kann wieder aufstehen.

Die Worte „Deine Schuld ist dir vergeben“ haben eine spirituelle Bedeutung. Der Kranke nimmt sie in sich auf und begreift, dass er aufhören muss, darüber zu grübeln, wieso ausgerechnet er dieses Leid zu tragen hat. In schlaflosen Nächten hatte er sich mit solchen Gedanken gequält und oft gedacht: „Hätte ich in dieser oder jener Situation anders gehandelt, dann wäre es nicht zu diesem Unglück gekommen.“ Jeder Blick zurück war begleitet von Zorn und beißenden Selbstvorwürfen.

In dem Augenblick, da der Kranke sich vergeben lässt und sich selbst die Schuld vergibt, beginnt die Energie zu strömen, die sein Leben neu erweckt. Von Jesus gehen heilende Kräfte aus, doch ihre Wirksamkeit können sie erst entfalten, wenn die Dämme von Schuldgefühl und Selbstmitleid brechen. Der Durchbruch gelingt ohne Gewalt - einfach durch Vergebung.

Es ist alles vorhanden. Die eigene Entwicklung erzeugt im Menschen die Möglichkeit, sich mitmenschlich und assoziativ zu orientieren, Wünsche und Sehnsüchte zu realisieren, um auf diese

Weise ein glückliches Leben zu führen. Auch die Heilungskräfte gehören zu diesem Wunder; und sie würden immerfort wirken, blockierten die Menschen sich nicht selbst durch die äußereren Widersprüche in der Welt und die inneren in ihren Seelen. Die Vergebung ist ein Weg, die Tore für die spirituelle Energie zu öffnen. Sie strömt im Menschen, gehört ganz und gar zu ihm und entspringt doch einer Quelle, die wunderbar und unbegreiflich ist. „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit.“⁴⁹



- ¹ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 1984. *Das erste Buch Mose (Genesis)*. Stuttgart, 1985. Gen 1,2.
- ² Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela: Der Baum der Erkenntnis. *Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München, 1996. Vgl. auch: Humberto R. Maturana: *Biologie der Kognition*. Paderborn, 1974/75.
- ³ Volker Schurig: *Naturgeschichte des Psychischen*. Bd. I u. II. Frankfurt a. M., 1975.
- ⁴ Waddington, Conrad H.: *The evolution of an Evolutionist*. Edinburgh, 1975.
- ⁵ John C. Eccles: *Die Erschaffung des Selbst oder der Seele*. In: Heidi Bohnet-von der Thüsen (Hg.): *Denkanstöße '92 – Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften*. München, Zürich, 1991, S. 86.
- ⁶ Jean Piaget: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart, 1973.
- ⁷ Die Verhaltensauffälligkeiten von Kindern unter solchen Extrembedingungen sind in der Psychologie im Rahmen der sogenannten Hospitalismusforschung untersucht worden. Einer der exponiertesten Forscher war der Psychologe und Kinderarzt René Spitz.
- ⁸ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der Prophet Jesaja*. Stuttgart, 2017. Jes 43,1c.
- ⁹ Nähere Ausführungen finden sich in: Karl W. ter Horst: *Wie Jesus die Seele heilt. Psychologie des Evangeliums*. Oberursel, 2000. S. 15 f.
- ¹⁰ Die soziologischen Forschungsergebnisse zur Begründung dieser Entwicklungspsychologie des Konflikts wurden der Öffentlichkeit erstmals vorgestellt in: Karl W. ter Horst: *Die Spaltung des Bewußtseins. Zu einer Theorie sozialer Handlungsnormen*. Frankfurt a. M. / New York, 1980. In vereinfachter Form erschien das Schema „Psychologie der Entwicklung in Konflikten“ in: Karl W. ter Horst: *Wie Jesus die Seele heilt. Psychologie des Evangeliums*. Oberursel, 2000. Hier wird es erstmals vollständig und mit den entsprechenden Ausführungen veröffentlicht.
- ¹¹ Vgl. die Ausführungen von Ervin Laszlo in: *You Can Change the World – Ein praktischer Leitfaden. Wie kann ich die Welt verändern?* Petersberg, 2003.
- ¹² Vgl. hierzu den Begriff „Hegemonie“ von Antonioni Gramsci: *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Frankfurt a. M., 1967.
- ¹³ Nach Erich Jantsch ist das in der Geschichte des Hopi reflektierte Verhalten Ausdruck einer soziokulturellen Selbstorganisation. Erich Jantsch: *Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist*. München/Wien, 1992. S. 242 ff. Zur sozialen Struktur und Komplexität des Ver-

- wandtschaftssystems der Hopi-Clans vgl.: Claude Lévi-Strauss: *Strukturale Anthropologie*. Frankfurt a. M., 1969. S. 87 ff.
- ¹⁴ Herbert Kühn: *Das Erwachen der Menschheit*. Zitiert nach: Eugen Drewermann: *Der sechste Tag. Die Herkunft des Menschen und die Frage nach Gott*. Zürich/Düsseldorf, 1998. S. 197.
- ¹⁵ Vgl.: Richard Leakey und Roger Lewin: *Der Ursprung des Menschen. Auf der Suche nach den Spuren des Humanen*. Frankfurt a. M.. 1998. S. 241 - 244.
- ¹⁶ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 1984. *Das Evangelium nach Lukas*. Stuttgart, 1985. Lk 10,33-35.
- ¹⁷ Die revidierte Fassung von 2017 übersetzt: „Es jammerte ihn.“
- ¹⁸ Für den gesellschaftlichen Arbeitsprozess hat Karl Marx die Vorteile der Kooperation auf den Punkt gebracht: „Verglichen mit einer gleich großen Summe vereinzelter individueller Arbeitstage, produziert der kombinierte Arbeitstag größere Massen von Gebrauchswert und vermindert daher die zur Produktion eines bestimmten Nutzeffekts nötige Arbeitszeit. Ob er im gegebenen Fall diese gesteigerte Produktivkraft erhält, weil er die mechanische Kraftpotenz der Arbeit erhöht oder ihre räumliche Wirkungssphäre ausdehnt oder das räumliche Produktionsfeld im Verhältnis zur Stufenleiter der Produktion verengt oder im kritischen Moment viel Arbeit in wenig Zeit flüssig macht oder den Wetteifer der einzelnen erregt und ihre Lebensgeister spannt oder den gleichartigen Verrichtungen vieler den Stempel der Kontinuität und Vielseitigkeit aufdrückt, oder verschiedene Operationen gleichzeitig verrichtet oder die Produktionsmittel durch ihren gemeinschaftlichen Gebrauch ökonomisiert oder der individuellen Arbeit den Charakter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit verleiht, unter allen Umständen ist die spezifische Produktivkraft des kombinierten Arbeitstags gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit oder Produktivkraft gesellschaftlicher Arbeit. Sie entspringt aus der Kooperation selbst. Im plamäßigen Zusammendrücken mit anderen streift der Arbeiter seine individuellen Schranken ab und entwickelt sein Gattungsvermögen.“ Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Bd. I. Berlin, 1971. S. 348 f.
- ¹⁹ Volker Schurig: *Die Entstehung des Bewußtseins*. Frankfurt a. M., 1975. S. 315.
- ²⁰ Ebenda: S. 317.
- ²¹ Der Mensch wird sich seiner bewusst in den gegenständlichen Erzeugnissen seines Schaffens. Ihre Entwicklung erzeugt evolutionäres Bewusstsein und die kooperative Form ihrer Herstellung sozial-evolutionäres Bewusstsein.
- ²² Paul Ricoeur: *Die lebendige Metapher*. München, 1990, und *Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit*. München, 1991.

- ²³ Das 1. Gebot der Thora deutet Knechtschaft und Befreiung an: „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführt hat, aus der Knechtschaft. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“ In: Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Das fünfte Buch Mose (Deuteronomium)*. Stuttgart, 2017. Dt 5,6-7.
- ²⁴ In der klassischen Psychologie der moralischen Entwicklung bleibt der „Gerechtigkeitssinn“ beschränkt auf Regeln der Fairness und konkreten Tauschbeziehungen („Wie du mir, so ich dir“). Vgl.: Lawrence Kohlberg u.a.: *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes*. Frankfurt a. M., 1974. Wir sehen im kindlichen Gerechtigkeitsstreben auf dieser Entwicklungsstufe bereits den Beginn eines Urteilsvermögens, das eine pragmatische Entscheidungsmoral übersteigt und vielleicht als „naives Naturrecht“ zu bezeichnen ist.
- ²⁵ Antje Funcke und Sarah Menne: *Kinder- und Jugendarmut in Deutschland* (BertelsmannStiftung). Gütersloh, 2023
- ²⁶ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der Prophet Amos*. Stuttgart, 2017. Am 5,24.
- ²⁷ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der erste Brief des Paulus an die Korinther. Das Hohelied der Liebe* im Neuen Testament. Stuttgart, 2017. 1. Kor 13,1 –13:

¹ Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

² Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

³ Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

⁴ Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf,

⁵ sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu,

⁶ sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit;

⁷ sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

⁸ Die Liebe hört niemals auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird.

⁹ Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser prophetisches Reden ist Stückwerk.

¹⁰ Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

¹¹ Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war.

¹² Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

¹³ Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

²⁸ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der erste Brief des Paulus an die Korinther*. Stuttgart, 2017. 1. Kor 13,12a. Luther übersetzt „dunkles Bild“, aber der zu Grunde liegende griechische Text steht wörtlich: „geheimnisvolles Bild“.

²⁹ Zum „primären Narzissmus“ des Kindes vgl.: Sigmund Freud: *Das Ich und das Es*. In: Studienausgabe, Bd. III. Frankfurt a. M., 1982. S. 273 ff.

³⁰ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der erste Brief des Paulus an die Korinther*. Stuttgart, 2017. 1. Kor 13,11-12b.

³¹ Max Frisch: *Du sollst dir kein Bildnis machen*. In: *Tagebuch 1946 – 1949*. Frankfurt a. M., 1950.

³² Auf geniale Weise hat Herbert Marcuse erkannt, dass der Narzissmus nicht nur als neurotisches Symptom weiterlebt, sondern selbst zu einem konstitutiven Moment der Wirklichkeit werden kann: „Das verblüffende Paradox, dass der Narzißmus, der allgemein als egoistischer Rückzug vor der Wirklichkeit verstanden wird, hier mit der ‘Verbundenheit mit dem All’ in Zusammenhang eingebracht wird, verrät die neuen Tiefen des Begriffs: jenseits aller unreifen Autoerotik bezeichnet der Narzißmus eine fundamentale Bezogenheit zu Realität, die eine umfassende existentielle Ordnung schaffen könnte.“ In: Herbert Marcuse: *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. Frankfurt a. M., 1968. S. 167.

³³ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Das Evangelium nach Johannes*. Stuttgart, 2017. Joh 15,13 ff. Der Text ist in seinem Zusammenhang Joh 15,9-17:

⁹ Wie mich mein Vater liebt, so liebe ich euch auch. Bleibt in meiner Liebe!

¹⁰ Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, wie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe.

¹¹ Das habe ich euch gesagt, auf dass meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde.

¹² Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe.

¹³ Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.

¹⁴ Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete.

¹⁵ Ich nenne euch hinfort nicht Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich Freunde genannt; denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kundgetan.

¹⁶ Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingeht und Frucht bringt und eure Frucht bleibt, damit, wenn ihr den Vater bittet in meinem Namen, er's euch gebe.

¹⁷ Das gebiete ich euch, dass ihr euch untereinander liebt.“

- ³⁴ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Das erste Buch Mose (Genesis)*. Stuttgart, 2017. Gen 4,9b.
- ³⁵ Klaus Hurrelmann und Mathias Albert in Arbeitsgemeinschaft mit Infratest Sozialforschung: *Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*. Frankfurt a. M., 2002.
- ³⁶ Gert Drendel, Karl W. ter Horst et. al. in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe Jugendforschung Münster: *Widersprüchliche Verhaltensmuster bei Jugendlichen*. In: Bericht über die 4. Tagung Entwicklungspsychologie. Berlin, 1980.
- ³⁷ Walter Schurian und Karl W. ter Horst: *Autorität und Jugend. Zu einer Sozialisationstheorie des Jugendalters*. Universitätstaschenbücher, UIB 601. München, Basel, 1976. S. 146.
- ³⁸ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Das Evangelium nach Matthäus*. Stuttgart, 2017. Mt 5,9.
- ³⁹ David Mantell: *Familie und Aggression. Zur Einübung von Gewalt und Gewaltlosigkeit*. Frankfurt a. M., 1972.
- ⁴⁰ Ebenda: S. 50
- ⁴¹ Ebenda: S. 125
- ⁴² Ebenda: S. 128
- ⁴³ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Das Evangelium von Matthäus*. Stuttgart, 2017. Mt 16,26a.
- ⁴⁴ Karl W. ter Horst: *Die neun Quellen des Glücks. Wege zu einem guten Leben*. Oberursel, 2002. S. 101 ff.
- ⁴⁵ Edelgard Bulmahn, Bundesministerin für Bildung und Forschung: *Raus aus der Sackgasse. 10 Jahre Club of Budapest*. In: Dieter Beste und Anna Edingshaus von Laßberg (eds.): *Menschen im Aufbruch. Projekte, die die Welt verändern*. Petersberg, 2003. S. 7.
- ⁴⁶ Das vollständige Gedicht ist nachzulesen im *Evangelischen Gesangbuch* unter der Liednummer 65.
- ⁴⁷ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 1984. *Der Psalter*. Stuttgart, 1985. Ps 139,1-18:

¹ HERR, du erforschest mich und kennest mich.
² Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne.
³ Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege.
⁴ Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, HERR, nicht schon wüsstest.
⁵ Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.
⁶ Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.
⁷ Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht?
⁸ Führe ich gen Himmel, so bist du da; bittete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da.
⁹ Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer,
¹⁰ so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten.
¹¹ Spräche ich: Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein -,
¹² so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtete wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht.
¹³ Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe.
¹⁴ Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.
¹⁵ Es war dir mein Gebein nicht verborgen, als ich im Verborgenen gemacht wurde, als ich gebildet wurde unten in der Erde.
¹⁶ Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereitet war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war.
¹⁷ Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihre Summe so groß!
¹⁸ Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand: Am Ende bin ich noch immer bei dir.

- ⁴⁸ Giovanni Jervis: *Kritisches Handbuch der Psychiatrie*. Frankfurt a. M., 1978. S. 356.
- ⁴⁹ Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 2017. *Der zweite Brief des Paulus an die Korinther*. Stuttgart, 2017. 2. Kor 12,9a. Die genaue Übersetzung aus dem griechischen Text lautet: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn die Kraft nimmt in Schwachheit Gestalt an.“